

Untervazer Burgenverein Untervaz

Texte zur Dorfgeschichte von Untervaz



1998

Auf den Spuren des Heidackergretli

Email: dorfgeschichte@burgenverein-untervaz.ch. Weitere Texte zur Dorfgeschichte sind im Internet unter <http://www.burgenverein-untervaz.ch/dorfgeschichte> erhältlich. Beilagen der Jahresberichte „Anno Domini“ unter <http://www.burgenverein-untervaz.ch/annodomini>.

AUF DEN SPUREN DES HEIDACKERGRETLI

Erforshtes, erlaushtes, erdachtes

Jakob Krättli

INHALT

1. Beim Kirchlein mit dem Schindeldach..	3
2. Ein Scherbenspiel	8
3. Gretli - eine Hexe gewesen?	19
4. Gretli, noch als Mädchen im Dorf.	23
5. Gretli, Lenz und Hausgeschirr	25
6. Vom Weinberg und noch andern Dingen	28
7. Wie doch alles auch sein Ende hat!	31
8. Nun Barbaragret, ein neues Gretli	34
9. Heidackerschüsseln	40
10. Adelheid und Florian	44
11. Auf Patnal bezogen auch noch was	51

ZUR EINLEITUNG

S. 01: "Da auf dem Berggütlein, das man Heidacker nennt, wo ich vor wenigen Minuten ankam, fiel mir gleich - einerseits mit Bedauern - auf, dass der liebe alte Kirschbaum letztthin umgehauen und dessen Stock ausgegraben worden ist. Dieser Baum war nämlich bei mir mit manchen Kindheits- und Jugenderlebnissen verbunden. Anstelle des Baumes samt Stock, findet sich aber immerhin noch die Grube vor, die durch das Entfernen dieses Baumes samt Stock entstanden ist. In dieser Grube sind leicht Mörtelbröcklein und zerstreut daliegende Mauersteine zu erkennen, und daselbst soweit auch zwei bis drei Keramikscherben. Diese Angelegenheit versetzt mich gleich jetzt schon in eine gewisse Begeisterung. Deshalb habe ich mir da eben an Ort und Stelle vorgenommen, sehr bald wieder hierher zu kommen, um richtig und ernsthaft nachzuforschen. Und ich gedenke dabei auch bereits, bei genügendem Ergebnis später einen schriftlichen Bericht darüber zu erstellen. (25. Okt. 1987)"

Eigentlich geht es dabei nicht bloss um Scherben und Mauertrümmer, sondern vielmehr um eine geheimnisvolle Frau, um ein gewisses Gretli, das "Heidackergretli". Es handelt sich bei den eben genannten Trümmerteilen um Überreste und Spuren des Häuschens, in welchem dieses Gretli, wie erzählt wird, vor alter Zeit gewohnt haben soll. Sich seinetwegen aus der Ruhe bringen zu lassen, wenn nicht gar nach Herzenslust sich in es zu verlieben, ist verständlicherweise vielmehr Männerschwäche.

Wie zum Beispiel Photographen manchmal gerne auf möglichst schöne und auch andere bedeutungsvolle Motive ausgehen, so können Schreibfreudige ihren Stoff leicht aus Themen wie Sagen oder Legenden schöpfen, je nach dem, wie es ihrem persönlichen Geschmack entspricht. Ein derartiges Thema ist nun hier - zwar nur zum Teil unser Heidackergretli. Auch der Mundart-Autor Josef Hug

S. 02: hat sich seinerzeit, wohl aus demselben Anreiz, nebenbei mit diesem Gretli schreibend unterhalten. Und fast ausschliesslich hat er dies im es ehrenden, lobenden und liebenden Sinne getan. Gewisse Blätter aus seinen Werken

dienten - nämlich solche, dank denen wir am nächsten an Gretli herankommen
- für hierher mithelfend zu Gelingen dieses vorliegenden Bändchens.

Aber was für eine Persönlichkeit war diese Frau in Wirklichkeit, eine
verschrobene Schrulle, eine Bösertige - ja sogar eine "Hexe" schlimmstenfalls?
- als solche sie nämlich im Volksmund, mindestens vor Jahrzehnten noch, da
und dort umhergeisterte. Wie dem auch sei. Es mag gewiss etwas Wahres
daran liegen. Die Zeit nach der ihrigen hat jedoch allenfalls, wie es scheint,
vielmehr für, als gegen sie gearbeitet.

Nun beim grössern Teil vom Inhalt dieses Büchleins handelt es sich hingegen
nicht eigentlich ums Heidackergretli, sondern schlichthin um das Örtchen, das
Stücklein Land, wo es bei einem halben Jahrhundert lang gelebt und gewirkt
haben soll. Ebenso ist hier drin, nebst von andern Menschen, von Leuten und
deren Tätigkeiten die Rede, die nach Gretli mit diesem Ort und dessen
Umgebung verbunden waren. Ferner sind auch Dinge, Begebenheiten und
Betrachtungen denselben Ort betreffend einbezogen, wie dergleichen und
anderweitig auch verschiedenes von ausserhalb des Bereiches - unter später
folgendem gleich anfangs von Hohen Rhätien im Domleschg.

Wie es sich gehört, sei hier Frau Marietta Steier-Janutin für ihre fachkundige
Mithilfe ganz herzlich gedankt! Sie hat nämlich dieses zuvor noch gar
unordentlich ausgesehene Werklein von dessen provisorischem Zustand ins
reine umgeschrieben.

Riom, im Frühling 1998

S. 03:

1. BEIM KIRCHLEIN MIT DEM SCHINDELDACH

Als der gar nicht immer zuverlässige Handwerker, der ich war, ein etwas
wankelmütiger Kerl, den seine bis daher gelebten Jahre wohl erfahrener aber
kaum kluger gemacht hatten, betrat ich eines Sommermorgens wie gewöhnlich
meine Arbeitsstätte. Bei meinem Schaffen im allgemeinen hinreichend
zufrieden, hatte ich aber heute diesbezüglich keinen guten Tag, nämlich was
ich eben begonnen, misslang mir, zerbrach mir. Statt ruhigen Mutes zu bleiben,
ärgerte ich mich deswegen, regte mich auf, geriet in Zorn und Wut und begann
laut zu schimpfen und zu wettern - zu schimpfen über mein Tun und mich

selber. Mit Jemandem in der Umgebung, der dies gehört und herbeigeeilt war, um zu sehen, was da geschehen und mich zu beruhigen, kam es zu einer Zänkerei.

Daraufhin verliess ich, ohne es wirklich zu wollen, den Arbeitsplatz und begab mich zur Wohnung, wechselte meine Kleider, stopfte meinen Ranzen und reiste ab. In meiner Verwirrung anfänglich gar nicht wissend wohin, entschloss ich mich unterwegs, wieder einmal die nicht gar weit entfernt gelegene Ruinenstätte Hohen Rhätien über der Viamala anzustreben und zu besteigen.

So kam ich denn auf Hohen Rhätien an. Obwohl ich mich hier einigermaßen beruhigt fühlte, fand ich mich doch für den mir noch verbliebenen Teil des Tages vom Schicksal hierher geworfen zu diesen Ruinen - hoch über Felswänden, hoch über dem Rhein.

Hier gewahrte ich nun sogleich, dass die, wer weiss wie lange, dachlos dagestandene Kirchenruine, die sich da oben befindet, wieder ein Dach bekommen hatte - ein Schindeldach. Es war, wie ich vernommen, der bekannte Stotzlenz, der Meister, der nicht lange vorher mit seinen

S. 04: Gehilfen die lärchenen Schindeln zu diesem Dach zugerichtet und angebracht hatte. Nun das fertige Dach mit eigenen Augen zur Kenntnis genommen zu haben, freute mich trotz meines mir noch angehafteten Unmutes. Ich freute mich einfach darüber!

Mich im weiteren bis daher nur kurz umgesehen, hatte ich mich dann an einen unter einer Birke gestandenen behelfsmässigen Tisch begeben, den Rucksack geöffnet und zu essen begonnen. Da schritt gleich ein kräftiger, zugleich gerecht und grossmütig scheinender, und wegen seines ziemlich kahlgeschorenen Kopfes wie ein tibetischer Mönch aussehender Mann daher. Möglicherweise war es der Leiter einer Gruppe, die sich hier oben im besterhaltenen der alten Gemäuer vorübergehend zu wohnen eingerichtet hatte und mit Sanierungsarbeiten beschäftigt war. Ihn daherkommen gesehen, sprang ich, alles liegen lassend, rasch vom Tische auf und eilte ihm nach, mit dem Wunsch, bei dieser Gelegenheit schnell das Innere des Kirchleins besichtigen zu dürfen.

Dann aber, nachdem diese Besichtigung stattgefunden und ich zum Tisch zurückgekommen war, musste ich feststellen, dass mir ein Hund unterdessen von dem, was ich auf dem Tisch liegengelassen, das Brot weggeraubt hatte. Eine Frau, die Besitzerin dieses Hundes, deswegen in Besorgnis geraten, die ebenfalls den Weg da heraufgefunden, gab mir dafür von ihrem Brot, aus ihrem Rucksack.

Nachdem ich mich dann doch noch verpflegt und eine Weile umhergegangen war, setzte ich mich unter einer wuchtigen alten Eiche nieder, woneben sich gerade einige offenbar des Weidens satt gewordene Kühe aufhielten, von denen diese und jene träge und ruhig nur so dastanden, während die andern wiederkauend im Grase lagen. Keineswegs die da von den Kühen frischerzeugten noch warmen, dampfenden und stinkenden Kotfladen, und auch nicht die lästigen Mückenschwärme um mich her, waren es, was mich am meisten störte, sondern meine innere



Kirchenruine auf Hohen Rätien. Aquarell von S. Birnmann, 1814

S. 05: Unordnung - die Folge des üblen Ereignisses von heute morgen.

Nicht vor allem als Burgenfreund, wie sonst schon, kam ich diesmal hier herauf, - und auch nicht bloss aus musischen Gründen, obwohl dieser Ort mir jetzt Anlass gab, mich an Josef von Eichendorff und seine auch hierher zutreffende Burgen- und Schlösserromantik zu erinnern. Nein, vielmehr als

flüchtiger Übeltäter kam ich hierher gehastet, aber zugleich als neu Suchender und Pilger - als einer, der seine verlorene Gemütsharmonie zurück sucht, und Friede und Freude des Herzens.

Zum Erlangen dieses Friedens in mir hätte vorher jener gerechte mönchhafte Mann, der übrigens einen riesigen altertümlichen Schlüssel zur Kirchentüre in der Hand getragen, als er mir sein Gefallen tat, gut getan, mich für drei Tage und Nächte im Kirchlein einzusperren. Er hätte mir dadurch die einzig beste Gelegenheit zu Besinnung, Busse und Gebet verschafft. Und er hätte mir auch noch als Beichtvater dienlich sein mögen, um mir damit zur Gnade zu verhelfen, ohne Selbstschonung mich blosszustellen, mich selber wegen meinen eigenen Bosheiten, Feigheiten und Versagen anzuklagen. Aber sich so unbefangen zu demütigen - hätte ich die dazu notwendige, dennoch meinem Wesen tiefst innewohnende Unschuld und Unverdorbenheit gehabt und die Erkenntnis, dass dies meinem Geiste nur von Nutzen hätte sein können? Denn solche Selbstanklagen können sich nur jene Sünder leisten, bei denen trotz ihrer Untaten das jedem Menschen zueigene inwendige Seelenfünkeln doch noch genügend helle leuchtet.

Da unter dem Baum in meinem Rucksack, der neben mir lag, steckte im Augenblick noch ein Buch. Dieses Buch, von Karl Otto Schmid, trug den Titel "In dir ist das Licht", in das ich mich anschliessend - obwohl ich es vormals zu Hause schon längst zu ende gelesen - neu zu vertiefen gedachte. Es war für mich eines der erhehendsten, aber auch nutzvollsten und befreiendsten

S. 06: Bücher, die ich je im Leben gelesen hatte. Dieses beinhaltet innerhalb des Ganzen sehr viele ausgewählte zitierte schriftliche und mündliche Äusserungen der erleuchtetsten und weisesten Frauen und Männer der Weltgeschichte. Eine solche Abschrift daraus - von Plotin, einem altgriechischen Weisen, stammend - bedeutete nun für mich - da ich jetzt hier zum Lesen gekommen - ein heilsamer Balsam auf mein bis daher noch verwirrt und wund gewesenes Gemüt: "Beruhigt sei mein Leib in dieser Stunde, befriedet sei der Kampf der Welt. Göttlicher Friede senke sich auf alles - nah fern. Friede und Stille senke sich auf Erde, Luft und Meer - so wie der Himmel selbst Friede ist."

Ebenfalls ein nennenswertes Ereignis spielte sich hier oben im Freien ab, als ich mich ein andermal da aufhielt. Damals hatte ich nämlich einen älteren schwarzhaarigen und dunkelhäutigen Mann, dessen Heimat angeblich das ferne Land Peru in Südamerika war, angetroffen.

Dieser Peruaner hatte sich um eine Feuerstelle herum beschäftigt, worin er in des Feuers Glut von ihm selbst auch da oben aus Lehm geformte, einfachst gestaltete Tauben hartbrennen liess. "Friedenstauben", so hatte er diese seine tönernen Geschöpfe genannt, und wiesen sie auch mehrheitlich, weil unfachgemäss gebrannt, da oder dort Sprünge auf. Ausserdem waren da auch andere von ihm geschaffene Sachen zu bewundern: Pfeifen, Ohranhänger und kleine Scheibchen, geschmückt mit eingeritzten Zeichen, Darstellungen von Blumen und des Vogels Kolibris. Exotisch, fremdländisch, wie auch die Sprache, sein Spanisch, das er mit wenigen deutschen Brocken vermischt gebrauchte - so fremd erschienen mir als Zuschauer auch die Schöpfungen dieses Gastes aus dem Land der alten Inkas.

Mein Wohnort ist übrigens ein Dorf in einem höher gelegenen Bergtal. Meine Kinder- und Jugendjahre verbrachte

S. 07: ich hingegen in Untervaz, einer milderen Gegend. In jenem Bergtal aber trifft man, des dort rauhen Klimas wegen nur noch wenige Arten von Laubbäumen an, was mir zeitweilig fehlt. Ich vermisse dort die Eichen, aber auch die Buchen, und freilich auch die Obstbäume - und träume diesen allen häufig nach. Zudem sind dort auch die Wiesen und Weiden nicht durch und durch mit denselben Gräsern und Kräutern gleichermassen bekleidet.

Hier aber, auf Hohen Rhätien, traf ich nun manche Pflanzenarten wieder, mit denen ich einst in meinem früheren Wohngebiet auch engst verbunden war. Dies hier erleben zu dürfen, empfand ich als eine Freude und mahnte mich darum selber: "Es lohnt sich nun nicht mehr, zu schimpfen über den verlorenen Arbeitstag von heute - denn was du heute an Gutem verloren, wird dir ersetzt durch andere gute Werte: Nämlich hier umgibt dich Heidackerluft, dieselbe köstlich gewürzte Luft, wie die Luft des Heidackerberges."

Denn entlang der auf der Sonnenseite abfallenden trockenen Steilhalde, wo ich nun hin und her ging, war die Luft stark angereichert mit dem wohltuenden Duft der da unter mir in grosser Zahl gediehenen Wiesensalbei. Das Einatmen

und Geniessen dieses Salbeiduftes rief in mir das Berggütlein, das den Namen "Heidacker" trägt, in Erinnerung, wo es auch - gleich wie hier zur Sommerszeit so wonniglich von Salbei duftet.

Dieses Berggütlein namens Heidacker befindet sich aber weit entfernt von hier: talabwärts, sodenn bei Untervaz, jedoch ebenfalls nahe dem Rhein gelegen, verhältnismässig, also in jener Gegend, wo ich früher zu Hause war.

S. 08:

2. EIN SCHERBENSPIEL

Bei Gelegenheit reiste ich aus diesen oder jenen Gründen etwa für kurze Zeit eben auch in meine also alte Heimat, deren Dorf und Landschaft, zurück. Aber die das damalige Jahrzehnt betreffend zunehmend sich verschlechterten bis mitunter fast smogartigen Luftverhältnisse dort in dem Talabschnitt, gaben auch mir dabei gelegentlich zu denken - und einmal gar zu klagen auf.

Dort vom Dorf, meiner Unterkunft aus, unternahm ich innerhalb solcher Aufenthalte gern hie und da einen Spaziergang, worunter auch dem Heidacker zu, wohin es kaum bei einer halben Stunde zu laufen bedarf.

Ein eigentlicher Acker, dieser "Heidacker" im Sinne des Wortes, existiert jedoch seit langem nicht mehr, im Gegensatz zu früheren Zeiten. Heute zeigt sich dieses am Berghang gelegene Grundstück ausser seinem Bestand an Bäumen und Sträuchern, die auch etwas Boden in Anspruch nehmen, bloss noch als eine grosse Wiese mit dem dazugehörenden Stall. Von dem ehemaligen Acker, der nur einen kleinen Teil des ganzen Grundstückes ausmachen konnte, ist also nur noch der Name übriggeblieben, der nun als Bezeichnung dieser gesamten Liegenschaft seine Gültigkeit hat.

Jetzt aber einmal, als ich aus genanntem Grunde auch wieder auf dem Heidacker vorbeigekommen war, da stellte ich einerseits mit Bedauern eine starke Veränderung fest: Der liebe alte und mächtige Kirschbaum, der nur wenige Schritte südseits des Stalles gestanden hatte, war nun nicht mehr da. Man hatte ihn unterdessen umgehauen, wobei, wie es beim Bäumefällen auf den Wiesen üblich ist - gleichzeitig sein Stock ausgegraben wurde. Zudem war sein Gehölz bis auf ein Häuflein dünner Äste

S. 09: und Reiser bereits fortgeschafft. An dem Fleck, wo dieser Baum gestanden, klaffte jedoch noch die weite Grube im Boden, die beim Ausgraben des Stockes entstanden war.

Man konnte sich schon verschiedentlich erzählen lassen, dass hier früher auf dem Platz zwischen dem Stall und dem aber erst später herangewachsenen Kirschbaum ein Häuslein gestanden habe. Auf Grund des Wissens um dieses verschwundene Häuslein also, war nun der Anreiz gegeben, bei dieser Gelegenheit im Erdreich der gleich vorher genannten Grube herumzustochern und nach möglichen Überresten zu forschen. Und wirklich! - Kaum sich richtig niedergebeugt, liess sich schon dies und das finden und zur Hand nehmen, was einen in eine gewisse Begeisterung zu versetzen vermochte.

Nicht lange nachher kam ich - und extra deswegen wieder hierher, aber ausgerüstet mit gewissem Scharzzeug und andern Hilfsmitteln. Schliesslich ernsthaft angepackt und zugleich mit spielerischem Vergnügen bald gescharrt, bald gehäckelt, trat rasch gegen den nördlichen Rand der Grube hin ein Rest eines Gemäuers zutage.

Aber warum sich überhaupt den Rücken krümmen und die Hände schmutzig machen, bloss wegen dem widerlichen Gerümpel und Kehricht von anno dazumal, wovon da mehr und mehr allerlei zum Vorschein kam? Knochen, worunter ein Schweinszahn und Rippen, Bruchstücke von Schneckenschalen, Ziegeln und handgeschmiedeten Nägeln, eine Scherbe eines gläsernen Bechers, ein Splitter einer Butzenscheibe und solche gewöhnlicher Fensterscheiben, im weiteren aber viele Scherben keramischer Gefässe: so von Töpfen, Schüsseln, Krügen, Tellern und wer weiss von was für anderem Gekachel.

"Scherben bringen Glück", pflegt man etwa in Küchen oder Gaststuben zu sagen, wenn jemand aus Versehen ein Glas oder sonst was zerbricht. Dass es dabei allein um ein wohlgemeintes scherzhaftes Tröstchen an die Scherbenverursacher geht, sind wir uns freilich bewusst.

S. 10: Trotzdem vermochte da nicht jeder, dem Drang zu widerstehen, es zu versuchen, in der ganz andern Angelegenheit wie der da, sein Glück auf der Stelle, und in diesem Loche, zu machen.

Aber ein Mann, der gar an derlei unscheinbaren und teils sogar widerlichen Dingen sein Vergnügen findet, muss einen besonderen "Vogel" haben, darf man sagen. Und ja, das ist richtig - aber einen Vogel, der sich gar schon in einer solch alten "Abfallgrube" wie diese es war, wie in einen Lustgarten versetzt fühlt und zu singen anhebt. Oder denn: So ein Mann muss noch viel von der Begeisterungsfähigkeit und vom auf Lebensfreude ausgerichteten Spielbedürfnis seiner unschuldigen Kindheit in sich zurückbehalten haben. Ob so oder so, einen Vogel oder keinen: Glücklich jener Mensch, dessen Herz sich auch an kleinen Dingen noch erfreuen kann - und seien es eben nur Tonscherben, Schneckenschalen, oder denn gar nur Kieselsteine, an all dem der Formen und Farben willen. Dazu, wer sich darüber höhere Gedanken machen will, der gedenke: Auch sie sind ein Teil des Kosmos, und offenbar auch sie Material von den Sternen.

Was allgemein seine Gültigkeit hat und von einem Blumenfreund und Buchautor, H. Hamblin, betreffs Blumen ausgesagt wird, darf - beigezogen - auch hier gelten: "Wieviel Schönes ein Mensch wahrnimmt, hängt in keiner Weise von der Fülle des Schönen ab, das ihn rings umgibt, denn wenn er kurzsichtig ist oder mit seinen Gedanken woanders weilt, mag ihn noch so unbeschreibliche Schönheit umgeben - sie wird weder sein Auge entzücken noch seine Seele hinreissen."

Mit einer Neugier, wie auch Kinder sie haben - in unserem Fall mehr als aus wissenschaftlichen Ueberlegungen - ereifern wir uns nun, uns hinsichtlich einzelner aus allen herausgegriffener Fundstücke die Fragen zu stellen: Erstens die auch hier gefundene honiggelbe Scherbe da - jetzt näher unsern Augen - diese grosse und auch schöne, diese muss von einer Teigschüssel

S. 11: stammen - aber was für Hände haben vorzeiten mit der Kelle darin gerührt? - Und weiter: Wer könnte an den auch hier herausgescharren Rippchen genagt haben und wer durch die Fensterscheiben gelugt, deren da auch aufgelesene Glassplitter zu solchen gehörten. Mit Fragen, die in dieser Richtung gehen, wollen wir uns später richtig beschäftigen. Bis dahin unterhalten wir uns mit den also da gesammelten Keramik-Bruchstücken.

Freilich geht es dabei nicht um Scherben wie solchen von kostbaren, höchst elegant geformten und kunstvoll mit Götter- und Heldendarstellungen

bemalten altgriechischen Vasen. Und es handelt sich auch nicht um dermassen legendenbeladene Scherben, wie solchen von den Getreidehäfen aus den Vorratskammern des sagenhaften Königs Minos auf der Insel Kreta, sondern - gestehen wirs bescheiden - nur um Heidackerscherben.

Wie dergleichen, der eben genannten fremdländischen Geheimnisträger, so vermögen also auch schon diese unscheinbaren aber heimatlichen Fragmente aus der Erde des Heidackerhöfleins die Saiten eines entsprechend empfindsamen Gemütes zum Erklingen zu bringen.

Viele dieser Keramikscherben von hier wiesen - und weisen noch und weiter, da sie aufbewahrt werden - Verzierungen auf. Ja selbst schon die einfachst geschmückten Stücke unter diesen können auf denjenigen Betrachter, der über die dafür entsprechende Veranlagung verfügt, auch einen poetischen Reiz ausüben.

Zuerst nennend: ein auf der einen Seite kastanienbraunes und auf der andern wärmlichschwarzes Randstück - von einer Schüssel gewiss - mit s-förmigen eng aufeinanderfolgenden Strichlein geschmückt (Abb. 1).

Ein anderes Keramikfragment, aber beidseitig in mildem Hellbraun - anscheinend ebenfalls von einer Schüssel stammend, wohl von einem Küchengeschirr, das besonders hübsch gewesen sein muss - zeigt auf seiner ursprünglichen Gefäss-Innerseite ihren Anteil eines mehrfarbigen Girlanden-Ornamentkranzes. Dieses Ornament

S. 12: oder Muster besteht in seiner Breite zu einem Drittel aus einem gelblichweissen Streifen mit auflockernd wirkenden dunklen Strichlein drin. Die zwei übrigen Drittel der Gesamtbreite dieses Musters sehen sich an als Pflanzenmotiven gleichende, elegant geschwungene gebogene Strichzüge, auch wieder gelblichweiss. Diese Strichzüge sind begleitet von zärtlichgrünen, den Formen nach dem Akantusblatt sich annähernden Farbaufträgen und Gruppierungen winziger schwarzer Punkte (Abb. 2).

Und ebenso liessen sich noch mehrere und verschiedenste dieser Dingerchen näher betrachten und beschreiben.

Vom Aussehen her weniger zu sagen gibt es zwar über das schmucklose mögliche Überbleibsel einer Tonflasche.



Tafel zu den Textabschnitten mit Nummern (S. 11 - 18)
Unten: Ergebnis eines Scherbenspiels.



Über deren einstige Verwendung könnte man, wenn dem so ist, allerdings lange diskutieren, nämlich solche inwendig dunklen Behälter von Flüssigkeiten sollen angeblich mitunter als Schnapsflaschen ihre Bedeutung gehabt haben. Auf einer einmal im Keller eines alten Bauernhauses vorgefunden wordenen Flasche dieser Art, war als deren Etikett ein gewisses Wappentier eingestempelt und die drei Wörter: "Selters - Herzogtum Nassau". Die Beschriftung weist auf ein Mineralwasser hin, dessen Quelle sich also in Selters, einer Ortschaft in Deutschland, befindet.

Nur klein und dünn, jedoch auffallend, ist eine weisse - vielleicht ist es Porzellan, so feine Scherbe, die von der Abbruchkante gegen die Mitte hin, nebst drei Blättchen an ihrem Stengel, noch die Hälften von vier neben- und halb übereinander angeordnet gemalten grossen roten Tupfen aufweist (Abb. 3). Diese Tupfen sind als Teil einer Blume zu verstehen. Das eigentlich Ungewöhnliche daran ist hingegen, dass darauf zusätzlich - auch von der Abbruchkante nach innen hin - in Zierschrift die vier letzten Buchstaben eines Wortes, nämlich " ...riht", geschrieben stehen. Aber wie ärgerlich

S. 13: einerseits! - Wie das einen fuchsen kann! Denn stünde darauf " ... rith", der H hinten, was fast ebenso klingt, oder denn " ... reth", so lies se es sich zu "Margrith", beziehungsweise zu "Margreth", ergänzen, wenn man eine alte Schreibweise dieser beiden Frauennamen, die wohl gleichen Ursprungs sind, berücksichtigt. Wäre dem so, so dürfte man dieses Wortfragment als ein Gruss auffassen, freilich nicht als ein Postkartengruss, sondern als ein Scherbengruss - geschrieben auf einer mit einer Blume bemalten Tonscherbe.

Das wäre lieb von Margreth oder "Gretli" gewesen! Aber von was für einer Margreth oder einem Gretli denn? - Von jenem Gretli, das, wie erzählen gehört, noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts, einschliesslich Jahrzehnte vorher, in dem da auf dem Heidacker einst gestandenen Häuschen gewohnt haben soll - vom "Heidackergretli".

Oder lässt sich dieser mehr als Spass zu verstehende Scherbengruss auch anders deuten? Kein Vorfall in der Welt soll ja Zufall sein, alles geschieht, dieser Lehre entsprechend, nach den Gesetzen und Fügungen höherer, geistiger Kräfte. Von dieser Warte aus gesehen wagen wir es, uns der Frage zu nähern, ob vielleicht doch wirklich dieses Gretli selber dahinter stand, für dieses Ereignis, ja überhaupt für das ganze kleine Forschungsunternehmen hier, von Anfang an gesorgt hat. Das wäre - warum nicht? - so zu erklären, dass seine im Jenseits weiterlebende Seele den und die da diesbezüglich Tätig-gewesenen in beglückender Richtung, deren Denken und Handeln, beeinflusste und ihnen dabei auch behilflich war.

Im Betrachtungsspiel nun weiter. - Was gibt es dabei gar noch mehr zu erkennen und zu rätselraten? Wieder auf einer andern Scherbe, zwar auch

unvollständig, zwei Tierbeine, die Hinterbeine eines laufenden Rosses und ein Teil dessen Schweifes (Abb. 4).

Wie Nachforschungen bestätigen, waren seinerzeit

S. 14: figürliche Darstellungen, worin das Pferd einbezogen war, beim Dekorieren von Keramikwaren zu den vielfältigen Mustern hinzu, ein beliebter und häufig angewandter Bildgegenstand.

In einer für hierher daheim behilfsweise beigezogenen "Zeitschrift für Volkskunst und Handwerk" ist zum Beispiel ein wackerer Topf, "Würstlitopf" genannt, abgebildet. Auf diesem Topf sind - abgesehen von seiner übrigen Bemalung - zwar recht naiv, ein Rösslein und ein von diesem gezogener mit Obst und Gemüse beladener Wagen dargestellt. Vorn auf diesem Wagen aber sitzt stolz eine Bauernfrau, die in der einen Hand den Zügel hält, während sie die andere mit erhobenem Zeigefinger nach rückwärts ausstreckt, wohin auch ihr Gesicht gewandt und ihr Blick gerichtet ist. Direkt hinter diesem Fuhrwerk her befleisst sich nämlich frech ein Knabe, der guten Frau einen Apfel aus einem Korb vom Wagen herunter zu naschen, woraus es sich versteht, wem gegenüber die drohende oder scheltende Gebärde der Frau ihre Geltung hat.

Diesen mit der eben geschilderten Darstellung dekorierten Topf betreffend, steht - also in der genannten Zeitschrift - von einem Sachverständigen, einem gewissen Dr. Rudolf Schnyder, zu lesen: "Die Fuhrwerkszene des Würstlitopfes ist von den schönen figürlichen Dekoren anekdotischen Inhalts inspiriert, die im Heimberg vor allem in den Jahren 1800 - 1825 gemalt worden sind."

Bei unserer jüngst behandelten Scherbe kann es sich allerdings nicht um ein Überrest eines solchen Würstlitopfes handeln, sondern am ehesten um ein flaches Gefäss, einen Teller, da sich die Malerei auf der ehemaligen Gefäss-Innenseite befindet, die dementsprechend dem Betrachter am besten zugekehrt war. Dieser mutmassliche Teller wieder, könnte, meinen wir, auch als Exemplar der Volkskunst eingestuft und geschätzt worden sein, und darum vielmehr seine Bedeutung gehabt haben

S. 15: als Zierstück denn als Gebrauchsgeschirr in der Küche Und zu welcher Szene diese Pferdebeine auf der Scherbe - diese als Teil eines vollständigen

Pferdes mit oder ohne Wagen, leichtmöglich gar mit einem Reiter - angehört haben, ist damit natürlich nicht enträtselt. So leicht zu gewinnen ist dieses Scherbenspiel auch wieder nicht.

Ein gewisser Reiz kann aber trotzdem darin liegen, sich mit der Frage um die Herkunft dieses oder jenes keramischen Fundgegenstandes hier - besser mit der ursprünglichen Keramik in ihrer Ganzheit - zu beschäftigen. Es handelt sich nämlich, wie man zu erkennen glaubt und weitgehend auch nachweisen kann, im grossen und ganzen um Überreste von Geschirrwaren, die noch nicht fabrikmässig, sondern handwerklich, in kleinen Töpfereien mit Hilfe der Töpferscheibe, geformt wurden.

Zum Bemalen oder Dekorieren derartiger Töpfereiprodukte, was ebenfalls von Hand geschah, diente, soweit dies der Fall war, mehr als der Pinsel das sogenannte Malhörnchen. Diese schöne aber zugleich das nötige Wissen und Können erfordernde Arbeit wurde - wie berichtet wird - innerhalb von Familienbetrieben vielfach von Frauen oder Mädchen ausgeführt.

Aber gänzlich von einer Frau, von Marie Luise Zehnder, stammt - einer Illustration entnommen - eine wohl im Berner Oberland entstandene "Röstiplatte". Diese Platte ist geschmückt mit stilisierten Blumen, Blättern und Vögeln, in einer Aufmachung, wie man dies bei der Bauernmalerei auf alten Möbelstücken noch häufig antrifft, und dazu im Kreis herum, dem Rand entlang, mit dem zur Besinnung ermahnenden Spruch: "Die Platten ischt us Erdenton, Du Mensch bedenk, bist auch davon!"

Soweit die hiesigen Zeugnisse reichen, wird im grossen und ganzen als Herstellungsgebiet des keramischen Geschirrs auf dem Heidacker das Berner Oberland, Heimberg und Umgebung, wegen der nach damaligen

- S. 16: Verhältnissen gar weiten Entfernung von hier, nicht in Betracht kommen. Es existierten nämlich seinerzeit angeblich auch noch in Graubünden mehrere kleinere Töpfereien. Eine von diesen, eine der letzten - und von der uns am meisten überliefert ist, die unserm Heidacker nicht allzu fern lag, befand sich in St. Antönien. Darüber war zur Zeit des Entstehens dieser Zeilen im Rhätischen Museum in Chur, dort in einem Ausstellungsraum auf einer Orientierungstafel, unter anderem zu lesen:

"Die Töpferei in St. Antönien wurde zwischen etwa 1804 bis 1898 von vier Mitgliedern der Familie Lötcher betrieben: Peter (1750-1818), sein Sohn Andreas (1787-1852), dessen Sohn Christian (1821-1880) und schliesslich der Sohn von Christian, Andreas (1857-1933)".

Diese Tafel wies auf zwei gleichzeitig in demselben Raum gestandene grosse Schaukästen hin, worin eine Anzahl keramischer Produkte verschiedenster Art aus dieser Werkstatt - zu Kostbarkeiten geworden und aufbewahrt - ausgestellt waren. Immerhin zwei Typen der Scherben vom Heidacker darf man - ihrer Formen, Grundfarben und Ausschmückungen gemäss - als übereinstimmend betrachten mit eben zwei in einem dieser Schaukästen sich befindenen Gelassen: den einen Typ mit einem kräftigen Becher, den andern mit einer in ihrem Ausmass mittelmässig grossen Schüssel.

Seinerzeit suchten die Töpfer, oder denn einfach Männer, die mit Geschirr handelten, noch die Dörfer und Höfe auf, wo sie ihre irdene Ware hausierend zum Kauf anboten. Soweit es die Wegverhältnisse erlaubten, geschah dies wohl vorwiegend mit einem Fuhrwerk, indem das leichtzerbrechliche Transportgut auf dem Wagen sorgfältig auf und zwischen Stroh eingebettet war.

Es ist leicht anzunehmen, dass der "Kachelmann" etwa jährlich einmal, wenn nicht häufiger, auch auf dem

S. 17: Heidacker und dessen Umgebung auftauchte und so auch bei Gretli anklopfte, das also hier daheim gewesen. Wegen des damals noch gar holperigen Weges die Strecke vom Dorf bis hier herauf, tat er aber besser, wenn er von dort her zu Fuss kam, so als "dr Chächaliträger", mit der nur wenige Stück Kachelzeug fassbaren und damit beladenen "Chräza" auf dem Rücken.

Schliesslich, zum Abschluss dieser Spielrunde, sei auch noch ein anderer, ausser im Urteil bestimmter Liebhaber, an sich kaum weniger wertloser Fund genannt, der aber, wegen seinem Aussagevermögen, dennoch unser Interesse auf sich zu ziehen vermag:

Es ist eine winzige schlechterhaltene, in der Erde hässlich schwarz angelaufene Münze, soweit mit dem von einem Laien noch les- und verstehbaren Umschriftteil: DOMINI EST REGNUM * 1704.

Diese Münze lag an der Oberfläche eines Maulwurfshügels in der Wiese, aber nur etwa drei Schritte abseits jener Grube, der Fundstelle des Übrigen. Maulwürfe hatten sie also ehemals einmal ans Tageslicht gestossen. In unserem Fall war es der Kantonsarchäologe Dr. J. Rageth, der gelegentlich später zu ihrer vollständigen Erkennung und Entzifferung behilflich war, er erklärte in einem Brief: "Es handelt sich bei dieser Münze um einen Blutzger des Bistums Chur." Dr. Rageths Übersetzung vom Lateinischen ins Deutsche, zusätzlich die von ihm ausfindig gemachte Bedeutung der im weiteren darin als Umschrift samt Abkürzungspunkten eingepprägten Buchstaben und Buchstabengruppen, lautet: "Dem Herrn (Gott) gehört das Reich (Herrschaft) ... Udalricus, aus Gottes Gnaden Bischof von Chur und Herr in Fürstenburg". - Und anschliessend auch wieder Dr. Rageths Erklärung diesbezüglich: "Udalricus ist Ulrich VII. von Federspiel, 1692-1728, Bischof von Chur. Fürstenburg soll eine Burg im Südtirol sein, die auch unter der Herrschaft des Churers Bischofs gestanden haben soll."

S. 18: Hier anschliessend seien innerhalb der nächsten Zeilen aber noch folgende Geschehnisse erwähnt.

Um vier Jahre später ist dann der Stall, freilich nur dessen Holzwerk, abgebrannt, welches, wie einmal vernommen, um 1905 herum errichtet wurde. Diese Neu-Errichtung geschah, wie anzunehmen ist, auf den erhaltengebliebenen Grundmauern des Stalles aus der Zeit Gretlis und der zuvor. Als Ersatz für den also niedergebrannten Stall war nun, aber wieder Jahre nachher, einen neuen jedoch grösseren zu bauen die Absicht. Dazu war dann eine Vorbearbeitung des zu überbauenden Bodens mit dem Bagger nötig, einschliesslich unmittelbar sonnenseits davon eine kleine Anzahl Quadratmeter dazu. Infolge Erlaubnis des Besitzers und Bauherrn Peter Hug, wie auch derselben des Archäologischen Dienstes Graubünden, ergab sich die Gelegenheit, bevor gebaggert wurde das angrenzende Plätzchen, auf dem einst das Häuschen stand, mittels immerhin etwas aufwendigerem Nachgraben näher zu untersuchen. Es sei hier Peter Hug für sein freundschaftliches Entgegenkommen recht herzlich gedankt!



Münze a: Bluzger 1704, Bistum Chur (Ulrich VII. von Federspiel 1692 - 1728). Münze b: "...es dürfte sich mit einiger Sicherheit um einen Bluzger der Stadt Chur handeln. Solche Bluzger gibt es aus der Zeit zwischen 1628 und 1766". (J. Rageth ARD)
Unten: Soweit noch Ueberreste vom dann etwa vier Jahre später zu seinem Ende gekommenen Stall, der um 1905 herum errichtet wurde.



Dieses nähere Untersuchen fand dann bald einmal statt, wenn auch in relativ geringem Masse und mit bloss spärlichem Erfolg. Und es geschah - wie es sich von Gesetzes wegen gehört - unter der aber doch willkommenen Aufsicht der zuständigen Fachleute Herr Urs Clavadetscher lic. und Herr Dr. Jürg Rageth. Auch ihnen sei dafür herzlich gedankt! Einmal zwischen Gesprächen her brachte der eine Notizen zu Papier, während der andere vom Photoaparat Gebrauch machte. Dies beides wohl für in eine Schublade ihrer Büros, oder vielleicht zur Aufhebung in entsprechendem Archiv.

Durch den Einsatz des Baggers wurde der bis daher noch im Boden vorhandenen gewesene Gemäuerteil jedoch nicht ganz zerstört, ein bedeutender Rest davon - nämlich überhaupt des Kellers - ist erhaltengeblieben.



S. 19:

3. GRETLI - EINE HEXE GEWESEN?

Gretli, also unser Heidackergretli, war so wie sicher der letzte, besser gesagt, die letzte Bewohnerin dieses einstigen Häuschens auf dem Heidacker gewesen.

Nun wie stand es aber um die Persönlichkeit dieser Frau? Was über dieses Gretli erzählt wurde, nachdem es denn längst verstorben, waren vorwiegend schattenseitige, ihm anlastende, es diskriminierende Dinge. Ja es soll sogar eine Hexe gewesen sein. In diesem Rahmen widerfuhr ihm eine gewisse Verteufelung, aus welchen Gründen dies auch geschehen sein mag.

Wieviele Tausende unschuldiger Menschen weitherum in Europa wurden während Jahrhunderten ob bestimmter Leiden wegen - oder weil sie aus einer andern Weltanschauung, anderen konfessionellem Bekenntnis, ferner aus einer

andern Begabung oder Berufung heraus redeten, lehrten oder handelten - verachtet, geplagt und gar verstossen?

Wärest du Gretli um hundert bis vierhundert Jahre früher geboren und schon zu deiner Lebzeiten eine Hexe zu sein bezichtigt worden, so wäre es dir am Ende vielleicht gleich ergangen wie der Jungfrau von Orleans. Aber auch ohnedies: Heute finden wir dich lokal verstanden gewissermassen im Reich der Mythologie angesiedelt, du giltst als eine legendäre, sagenhafte Frauengestalt.

Zu den Opfern des Hexenwahns gehörten bekanntlich auch Menschen, die auf hoher Stufe überirdischer, göttlicher Weisheit und Erleuchtung sich befanden, und auch dementsprechend lebten - was offenbar auch nicht allen zu gefallen schien. Und es erweist sich dabei als überflüssig, zu fragen, welche in derlei Fällen in Wirklichkeit auf dem geraderen Wege waren, die, die gerichtet

S. 20: haben oder die Gerichteten. Im Grunde genommen haben derartige dunkle Mächte ja seit je in uns Menschen - neben den lichten Mächten in uns - mehr oder weniger ihre Teilherrschaft ausgeübt. Dies kommt etwa bei uns bereits schwach zum Ausdruck, indem wir diesen und jenen Mitmenschen, oder Mitmenschengruppen gegenüber, deren Verhalten wir nicht verstehen, in negativer Richtung unsere Vorurteile fällen.

Da war zum Beispiel vorzeiten ein junger Bursche wir nennen ihn hier Isidor. Isidor hatte sich eines Herbstes ganz allein für ungefähr zwei Wochen in eine abgelegene hoch oben am Berge nahe der Alpweide stehende Heuberghütte samt Stall und Umgebung zurückgezogen. Nur selten kam jemand dort vorbei, der ihm je nach Gelegenheit hätte begegnen können. Dazu Stellung nehmend, äusserte sich in jenen Tagen einmal wer im Dorfe, der Isidor offenbar nur oberflächlich kannte, auf folgende Weise: "Ist das ein komischer Kauz, und ein unnützer Faulenzer, dort oben auf dem Bauche liegen und dem Herrgott den Tag abstehlen!"

Dann einige Monate später, aber im Dorf daheim oder in einem Krankenhaus, starb Isidor. Er starb an Lungentuberkulose. Darum nachträglich, aus erlangter Erfahrung heraus, im Hinblick auf sein Leiden und seinen frühen Tod, ist es uns leicht gemacht, uns über ihn eine andere, eine wirklichkeitsnähere Meinung zu bilden:

Er weilte am Berge oben im Sinne eines Kuraufenthaltes in der guten Alpenluft, mit der Hoffnung, seine Gesundheit wieder zu erlangen. Oder er verharrte dort - falls nach seinem Empfinden oder Wissen die Aussicht auf eine Genesung bereits nicht mehr bestanden - um sich bewusster in Gottes Hände zu empfehlen, sich auf sein Sterben und Hinübergehen vorzubereiten. Das heisst, sich langsam unter diesen Umständen gezielt gedanklich vom stofflichen Teil des Daseins und allen Dingen loszulösen, loszuläutern mittels Einsamkeit, Stille, Schweigen, Entsagung und Gebet. - Wer so stirbt, stirbt

S. 22: befriedet - vielleicht mit einem Lächeln auf dem Munde.

Übrigens wenn es darum ging, sich einem edlen, hohen Grundsatz oder Ideal zu verpflichten, wurde es gewiss schon Unzähligen schwer gemacht, getreu im Sinne des Rates zu handeln, den einmal ein Priester ausgesprochen: "Tue es, auch wenn es tausend andere nicht tun", oder wenn es um Verzichtleistungen ging, die ebenfalls zur Erlangung eines hehren Zieles erforderlich sind: "Tue es nicht, auch dann nicht, wenn es tausend andere tun!"

Dieser auf Tun und Lassen sich beziehende Rat verdient es zwar auch, in ganz alltäglichen Belangen beherzigt zu werden, namentlich wenn es gilt, der eigenen Berufung - sich selbst, individuell - im guten Sinne Rechnung zu tragen.

Nun zurück zu Gretli: Das Erfinden, Hersagen und Weitererzählen dunkler Anekdoten über es, war ja in jüngerer Zeit - nachdem die Greuel des Hexenwahns längst überwunden - natürlich keineswegs ernst oder gar böse gemeint, sondern es geschah einfach zur geselligen Unterhaltung.

Und es scheint ausserdem, als lebten die Hexen neuerdings mehr und mehr in einem andern Teil dieser Welt weiter: in der sozusagen heilen Welt der Kinderstuben, als Spielfiguren oder als unter der Führung der Mütter oder Kindergärtnerinnen gebastelte und lustig bekleidete Zierpuppen. Solche Puppen - jede in ihrer üblichen "Hexengestalt" - da oder dort in einem Haus von einer Zimmerdecke an einem Faden herunterhängend, als huschten sie auf ihren Besen durch die Luft, leisteten uns durch ihre dekorative Zauberhaftigkeit ohne Zweifel ihre guten Dienste. Trotzdem wird Gretli tatsächlich auch seine grossen Unvollkommenheiten gehabt haben und kann dazu ein recht

eigenartiges, seltsames und darum schwer zu verstehendes menschliches Wesen gewesen sein. Aus ihm hier auf

S. 22: dem Papier einen Engel aus dem siebenten Himmel gemacht zu haben, widerstände sicher nicht jeder Kritik.

Wie dem auch sei: Am besten zu verstehen sind bekanntlich die Durchschnittsmenschen - freilich glücklicherweise, - am wenigsten hingegen jene, die durch das Dunkelste sich quälen müssen und die, die im hellsten Lichte wandeln.



S. 23:

4. GRETLI, NOCH ALS MAEDCHEN IM DORF

Ein anderes, ein sehr sonnenseitiges Bild von Gretli, erhalten wir, wenn wir uns in die Mundart-Erzählungen von Josef Hug über es vertiefen (abgesehen von nur wenigen Blättern, seinen Sagen, es betreffend). Und wurde auch der Inhalt dieser Erzählungen, wie bei einem Roman, gewiss grösstenteils von ihm, also von Josef Hug, erfunden. Er verteidigt Gretli in seinen Schilderungen, rückt es ans Licht, sieht es auf der Ebene braven, tugendsamen Lebenswandels, wie auch als Nothelferin. Und überhaupt: er stellt es uns auch vor als eine in verschiedener Hinsicht tapfere, duldsame sich für die Ihren aufopfernde Heldin des Alltags. Dabei sei aber noch darauf hingewiesen, dass es - wie zu lesen ist - anfänglich langehin noch im Familienkreis im Dorf, wo es aufgewachsen war, gelebt und gewirkt hat. In seiner Jugendzeit hatte es nämlich seine und seiner fünf Geschwister Eltern schon früh verloren. Darum fiel ihm die Aufgabe zu, also seinen, man muss annehmen, jüngeren teils wohl noch im Kindesalter sich befundenen Geschwistern die Mutter zu ersetzen. Zu diesen jüngern Geschwistern zählte auch Lenz, ein Bruder, der aber durch Stummheit behindert war - nicht reden konnte und deswegen also Gretlis Beistand am meisten bedurfte.

An einer andern Stelle, die inhaltlich auf ihre Art aber reich in Lieblichkeit und Schönheit prangt, ist zu erfahren wie Gretli, auch noch jung, als Mädchen, an einem Sommermorgen schon sehr früh auf dem Felde in einem Hanfacker bei der Arbeit war. - Und wie es sich dort beflissen, während die ersten die Talebene miterhellten Strahlen der Sonne, wie auf die Wiesen und Äcker in ihrem "Sommergold", so auch auf Gretlis Haupt, seine blonden Haare mit deren wackern Zöpfen,

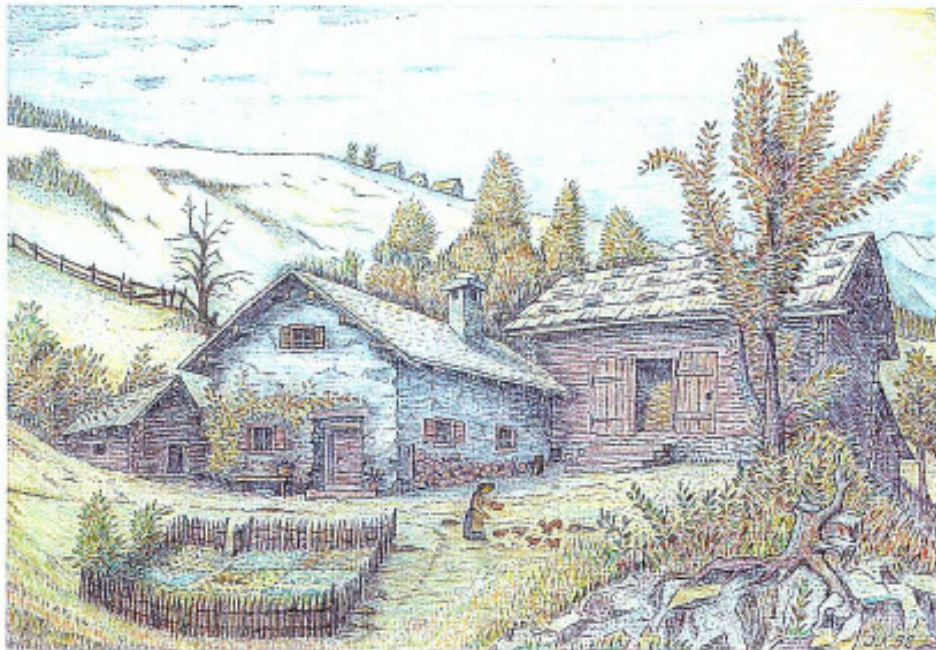
S. 24: niederfielen. So rückt nun Gretli unsern Herzen näher.

Dann weiter, innerhalb einiger Zeilen, wird berichtet, wie es dem Heiratsangebot eines Burschen, den es nämlich selber auch liebte und im Grunde des Herzens dazu gern mit einem Ja geantwortet hätte, nicht entsprechen konnte. Einer der Gründe zu dieser Absage war die Bitte seiner Mutter ehe diese starb, ihren Sohn und also Gretlis Bruder, den armen

stummen Lenz, auch in Zukunft zu umsorgen. Die Mutter bat es dazu mit den Worten: "Gell blybsch bei em, solange d läbscht, verschprich mers! Und Gretli gelobte der Mutter, "däm arma Buab a Mamma z sy".

Indem dann später von Gretlis übrigen Geschwistern, die ja allmählich erwachsen und offenbar selbständig geworden, nicht mehr die Rede ist, veranlassten es aber schmerzliche Umstände, dem Dorf zu entfliehen, das Dorf mit Lenz zu verlassen: "Alles isch däm Maitli ufghogget. Aes hät gmerkt, s teis nümma länger und sie muess uf da Heidagger ussi Aso sinds dänn zwääg, amena schüüna Morget. Mit der Myni volla Roobi" (Rindvieh-Zuggespann mit beladenem Wagen).

So lebte Gretli denn da auf dem Heidacker mit seinem Bruder, hier ihm mütterliche Fürsorgerin und zugleich auf diese Weise seine Lebensgefährtin, wie bereits schon soweit, auch weiter zu sein und zu bleiben. Und sie sollen beide, hier also verblieben, ein hohes Alter erreicht haben. Denn dieser Ort war ja, wie man davon ausgehen darf, ihr Eigentum.



Versuch zu einer Darstellung der Gebäude des Heidackerhöfleins. Zwar im Wesentlichen wohl so hinreichend, war gewiss gar verschiedenes anders. Das Dach des damaligen Stalles soll jedoch dertartig bestanden haben, wie es hier zu sehen ist.

S. 25:

5. GRETLI, LENZ UND HAUSGESCHIRR

Über das Geschirr der Küchenausstattung hier in dem Häuschen und über Gretlis Beziehung und Verhalten dazu, ist in Josef Hugs Schrifttum auch wieder eine besonders schöne, innige und dementsprechend zu Herzen gehende Schilderung zu finden:

"Di vier zynerna Quartchannta uf em Schgäffli händ si grad gschpieglet, di schwäära chüpferna Wasserchessel nit minder. Uf der Chachlagschteela häts a Huufa Schüssla und Teller - au hölzigi - ghaa, dia mit ema gschnitzlata Chränzli und amena Spruch dry dijna. Vu da andera hät woll eis oder an anders s Oehrli abghaa, aber d Greet hät au zu däna Sorg trait. S isch era woll gsy, di iezig Zit und dia vum Aetti und vu der Mamma, vum Nyni und der Naana gäben da anan d Hand. Wämma guet luegi und loosi, seien di lieba Tootna na da, uf an Art und Wys, villycht ebba in däm alta Huusrat."

Und warum nicht? Es kann gewiss in dieser vom Erzähler zwar erdichteten und Gretli in den Mund gelegten Aussage: "di lieba Tootna na da villycht ebba in dem alta Huusrat", viel Wirklichkeit liegen. Denn gestützt auf Erklärungen eines mit aussergewöhnlichen geistigen Kräften begabten und zudem wohlthätigen Mannes, P. Mulford, soll "jeder Gegenstand Träger von daraufgerichteten Gedanken und Gefühlen - in negativer wie positiver Richtung spirituell imprägniert" sein. Und es soll entsprechend empfindsamen, feinfühligem Menschen, die später mit diesen Gegenständen in Verbindung oder Berührung kommen, zu eigen sein, diese geistigen Energien, die darin dann noch enthalten sein sollen, wahrzunehmen und zu spüren.

Unter "Chachlagschteel" ist eine Einrichtung an einer Wand zum Abstellen am besten flacheren, weitausrandenden

S. 26: Geschirrs, wie Teller, Platten, Schüsseln, zu verstehen. Ein solches Gestell war so gebaut, dass das Geschirr in schräger Lage oder Stellung auf seinem Rand darauf aufstand. Und als obere notwendige Abstützung der Gefässe diente, wie auch als Sicherung, schlicht ein mit jedem Tragbrettchen in entsprechendem Abstand gleichverlaufenes Lättchen.



Also nicht hinter Kastentüren versteckt, war die Geschirrware eben genannter Art auf einem solchen Gestell jederzeit im Raume sichtbar und leistete somit ihren Beitrag zur Hebung und Verschönerung einer Küche.

Zerbrochene Schüsseln, Platten, Häfen und so weiter, die aber glücklicherweise nur etwa in zwei oder drei Teile zersprungen waren, wurden, soweit es noch machbar war, aus Sparsamkeit gewöhnlich wieder zusammengeflickt. Dies geschah mittels eines "Kachelbohrers" und mit Drähtchen oder Klammern. Natürlich waren diese Gefäße dann - sicher soweit im weiteren dazu kein geeigneter Klebstoff zur Verfügung war, der hätte verwendet werden können - nur noch brauchbar zur Aufnahme nichtflüssigen

Gutes. Übrigens sind an verschiedenen auf dem Heidacker gefundener Scherben auch Bohrlöchlein zu erkennen.

Auf Gretlis Bruder Lenz bezogen stösst man ferner in jenen Erzählungen von Josef Hug auf einige Zeilen, bei denen es sich inhaltlich fast ausschliesslich auch um Geschirr, jedoch um solches aus Holz, handelt. Es geht darin um eine das eine Mal in der Küche Lenz zum Lobe geäusserte Mitteilung Gretlis an einen Knaben aus dem Dorfe, der von seiner Mutter zu ihnen hierhergeschickt wurde, um Eier zu kaufen und ein andermal - aber wohl nicht in derselben Formulierung ausgesprochen - dasselbe Lob für Lenz dem Herrn Pfarrer zu Ohren, der jährlich einmal, und zwar in der Karwoche, ihnen einen Besuch abstattete: " der ganz Tag im Stall und vordjussa un am Aabed bis in alli Nacht ihi bem Schnitzla. Di schüüna hölzena

S. 27: Teller uf der Chachlagschteela hät er selber gmacht, au gmalet, di luschtiga Sprüch selber uusgsunna. Aer macht au d Gebsa und d Mälchstüel. As Bueb isch er in era Aaschtalt gsy und döt hät ers glernt, au s Schryba und s Läsa."

S. 28:

6. VOM WEINBERG UND NOCH ANDERN DINGEN

Froh sind wir darob, auch genau für hierher gewisse Überbleibsel von dazumal zur Hand zu haben.

Ausgegangen von verschiedenen Hinweisen, die also vielmehr Quellen dichterischen als dokumentarischen Charakters entnommen sind, gelangt man zum Schluss, dass Gretli mit seinem um wenig jüngeren Bruder, also mit Lenz, von etwa um 1790 bis - dann schliesslich als sehr alte Frau - noch um fünfzig Jahre darnach, hier gelebt hat. Zwar gewinnt man dazu den Eindruck, dass es Lenz um viele Jahre überlebte.

Die beiden bestritten ihren Lebensunterhalt hier also mit der Betreibung von Landwirtschaft, obwohl annahmsweise nur zum Teil. Doch immerhin: Sie waren ja Bauersleute und ebenda anscheinend Hofbesitzer. Aber ihr Gut oder Hof - ein äusserst kleines Gehöft, dieser Heidacker, dessen Ertrag an Heu und Emd aus dem Wiesland nur sehr knapp ausreichen konnte zur Überwinterung einer einzigen Kuh oder weniger Ziegen. Man muss sich freilich hinzudenken,

dass sie zusätzlich noch anderes Land bewirtschafteten, Wiesen und Äcker, wie auch die öffentlichen Weiden benutzten.

Aus Liebe zur Sache finden wir uns im weitem dazu geneigt, Gretli, besonders zur Winterszeit, im Stübchen am Spinnrad sitzen zu sehen.

Während die Person "Gretli" an sich allein ohne Zweifel als eine historische Tatsache hingenommen werden muss, kann man, meinen wir, annehmen, dass die Gestalt "Lenz" hingegen ausgedacht ist, was aber als vortreffliche Bereicherung hierzu seinen Stellenwert hat.

Jetzt endlich der eigentliche Acker auf dem "Heidacker", der im Sinne des Wortes wirkliche Heidacker?

S. 29: Dieser machte - wie schon gesagt - selbstverständlich nur einen kleinen Teil der Gesamtfläche des Grundstückes aus, weil das übrige Gelände für den Ackerbau zu steil ist. Dieser wahrhaftige einstige Acker denn, mehr oder minder bestockt mit Reben - ein Weinberg Gretlis Weinberg? - Ja, durchaus annehmbar! Denn von einem solchen da - aber wo genau? - war wirklich schon die Kunde. Es lebte nämlich vor weniger langer Zeit im Dorfe eine Frau, welche die "Eckanna" genannt wurde und es auf das beachtliche Alter von vierundneunzig Jahren gebracht hatte. Über diese Eckanna wurde erzählt, ihr Vater sei noch Fährmeister gewesen und sie selber habe einst, als sie noch ein Mädchen gewesen, in diesem Weinberg hier als Aushelferin oder Tagelöhnerin gearbeitet.

Nun da es diesen "Wingert" nicht mehr gibt, helfen keine schönen Mädchen mehr beim Traubenlesen auf dem Heidacker. Und es gibt auch keinen Heidackerwein mehr das letzte Gläschen ist längst ausgetrunken.-

Eine Befragung hat schliesslich ergeben, dass sich dieses "Wingertli" unmittelbar unterhalb des heute nur noch bruchstückhaft erhaltenen Hang-Stützmauerchens befand, in der Mitte des Grundstückes, an dem Platz, der sozusagen als eine Terrasse betrachtet werden kann und die geringste Steigung aufweist.

Und etwa zwanzig Schritte über dem genannten Mäuerchen am Hang soll eine "Rüti" bestanden haben, gemeint ist damit ein Aeckerlein auch, aber winzig klein, und man habe dort Kartoffeln gepflanzt. Eine andere vom Volksmund

durch die Generationen hin in unsere Tage herübergerettete Köstlichkeit ist diese:

Wegen der baulichen Verhältnisse von Häuschen und Stall, dazu infolge der Lage des Miststockes und des unmittelbar talwärts gar steilen und bergwärts fast felsigen Geländes neben dem Stall, musste der Mist natürlich war es mit der "Chräza" - durch das Häuschen hindurch, das demnach zwei Ein- oder Ausgänge hatte,

- S. 30: durch dessen Küche zur Wiese und dem Ackerboden hin, getragen werden. Aber ob auch das Vieh, wenigstens das Kleinvieh, wenn es jedesmal im Spätherbst zum Abweiden der letzten Gräser auf die Wiese zugelassen wurde, auch in den Genuss dieser Abkürzung kam, durch die Küche spazieren durfte? - Diesbezüglich ist uns nichts überliefert.

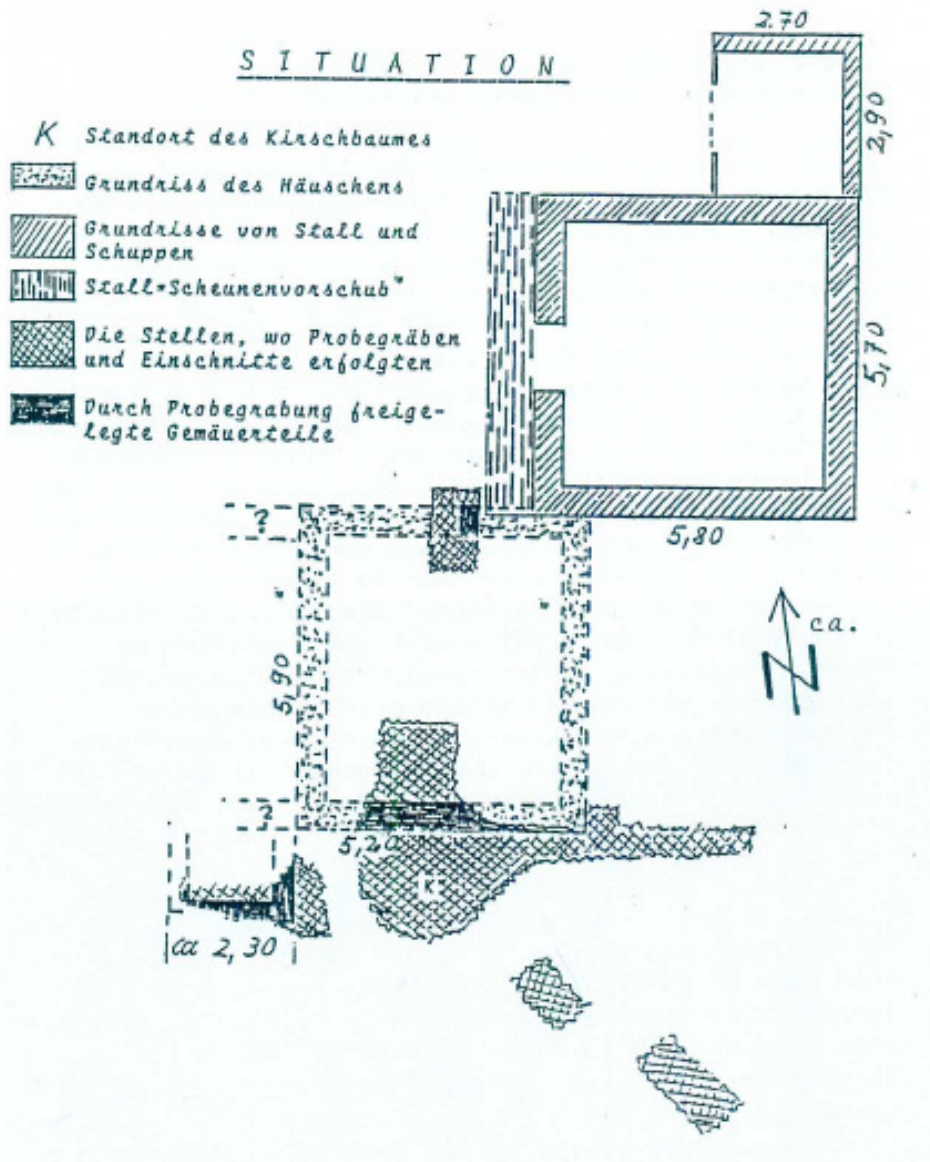
Unten: Auf der vorderen Bildhälfte der Hauptteil der Wiese. Dieser Flecken Land ist es wohl der einst mehr oder weniger die Gestalt eine Ackers aufwies. Zu jenem vormals verschiedentlich genannten Kirschbaum, ein Birnbäumchen und drei Nussbäume, die alle gewiss erste später gepflanzt wurden. Hingegen ein Apfelbaum konnte noch - seinem Alter nach - aus Gretlis Zeit gestammt haben, dessen wenige Äpfel, die er noch getragen, man Weissecker nannte.



S. 31:

7. WIE DOCH ALLES AUCH SEIN ENDE HAT!

Ja, gar alles ist dem Wechsel unterworfen - alles. Dann nach dem Tode Gretlis und Lenz wohnte, wie es scheint, niemand mehr da, in diesem wohl bereits auch furchtbar altgewordenen und in schlechtem Zustand dahingefristeten Häuschen. Und ob vor der Beiden beständigen Ansässigkeit da auch noch sonst jemand ganzjährig zu Hause war? Denn diese Liegenschaft, Gebäude und Boden, besass ja - wenn man zusätzlich auch die südseits angrenzende öffentliche Weide als Benutzungs-Gelegenheit in Betracht zieht - fast das Wesen eines Maiensässes.



Allerdings wusste vorzeiten ein Greis im Dorfe von einem gewissen jungen Mann oder Burschen namens Stefan zu berichten. Diesen Stefan habe man "Heidackersteff" genannt, und der aber nach Amerika ausgewandert sei.

Zwar hätte dieses "Häuschen" von Anfang an hier in diesen Blättern ebensogut - oder gar zutreffender - mit "Hütte" bezeichnet werden können. -

Verschiedenen Anhaltspunkten entnommen, bestand sein Grundriss - nur Irrtum nicht ausgeschlossen - aus rund 32 Quadratmetern, wenn auch Hinweise auf ein zusätzliches Gebäude, einen untergeordneten sehr engen Anbau, der ein Holzschuppen oder Hühnerstall gewesen sein könnte, nicht fehlen.

Das Häuschen wurde dann sozusagen dem Zerfall überlassen. So müssen demnach die Erben im Dorf - erfreuen wir uns, zu phantasieren - an der ganzen Sache also kein besonderes Wohlgefallen gehabt haben. Dies nicht vielleicht aus dem Aberglauben heraus, dass da eine Hexe gehaust, die in ihrer "Hexenküche" allerlei Zaubertänke gebraut und mit dem Teufel beim Kartenspiel gesessen - oder? Glaubwürdiger erscheint uns hingegen das Gerücht,



*Zeugnis eines
zusätzlichen, zwar
sehr kleinen
Gebäudes,
angrenzend an die
Südwestecke des
einstigen Häuschens,
annahmsweise von
einem Holzschopf,
Schweine oder
Hühnerstall
herrührend.*

S. 32: dass die Erben etwa sechs Jahrzehnte nach der Übernahme des Gütleins, aber sicher erst die Erben zweiter oder dritter Generation, dieses samt allem, weil in Konkurs geraten und es amtlich versteigert wurde, abgetreten hatten. Der dessen unfreiwillig Verlustig-Gegangene soll der hier eben vorher erwähnte Heidackersteff gewesen sein, der also - so erzählt - ob dann bald oder später, nach Amerika auswanderte. Verlässlicheres in dieser ganzen Angelegenheit mag hingegen im Gemeindearchiv zu finden sein.

Als der neue Eigentümer das Gütlein in Empfang genommen, war das Häuschen bereits zu einer Ruine geworden: Es fehlte das Dach und dessen Gebälk, und auch das übrige Holzwerk, man hatte es noch ehemals herunter- und herausgerissen. Das Täfer des Stübchens soll eine zweite Verwendung gefunden haben, neu zu Ehren gekommen sein, indem es im "Untern Winkel", im Dorf, dort in einem Haus wieder eingebaut wurde. Und den noch zurückgebliebenen Teil des Mauerwerkes - nur denjenigen Teil, der sich über der Bodenoberfläche befand - brach er, der neue Besitzer also, zur Platzgewinnung selber noch ab. Dies tat er jedoch auch wieder nicht gänzlich, nicht bis alle Steine überm Boden abgetragen waren. Er liess nämlich auf der Bergseite noch ein kleinwenig übrig, als Unterlage für einen kaum lange nachher darauf gestellten Brunnentrog, anlässlich einer und zwar überhaupt erstmalig hierher angelegten Wasserleitung.

Weil nachträglich es erst für nennenswert gefunden, sei hinterher noch dies angeknüpft: In der Mauer, auf deren Überrest dann der Brunnentrog angebracht wurde, befand sich, als diese noch nicht so weit wie vorher erwähnt abgebrochen war, eine kleine Abstellnische. In dieser Nische stand noch etwas Küchengeschirr, das zurückgeblieben war, angeblich ein Krug und ein Napf oder was. Niemand hatte sich offenbar bemüht, diese Gefässe mitzunehmen, da sie starke Schäden aufwiesen und nicht mehr zu gebrauchen waren. Hingegen kommt man dabei auf

S. 33: den Gedanken, ihre letzte Aufgabe sei es gewesen, an diesem Plätzchen bis ans Ende zu verharren, um sich indessen noch in einem günstigen Augenblick einem besonders aufmerksamen Buben auf immer ins Gedächtnis einzuprägen. Denn tatsächlich hatte ein Bube es, dieses Bild, in sich aufgenommen und

festgeprägt, nämlich ein Dreiviertel-Jahrhundert danach, dann als hochbetagter Greis, erzählte dieser noch davon.

Gewiss ist zwar: Wer nur über derlei belanglose Dinge schreibt, wie soeben von halbzertrümmertem, wertlosem Gekachel und dergleichen ähnlichem, macht sich deswegen nirgends unbeliebt. Anders, einerseits, verhält es sich vielfach bei den Mutigern dieser Welt und bei denen, die ihrer Sendung halber, ob mit der Zunge oder der Feder, für mehr Freiheit, Menschenwürde, Harmonie oder die "Erhaltung der Schöpfung" kämpfen.

*– In dieser Nische stand noch etwas Küchengeschirr;
beschädigt, und darum nicht mehr zu gebrauchen.*



S. 34:

8. NUN BARBARAGRET, EIN NEUES GRETLI

Was sich im Verlauf der unmittelbar darauffolgenden Zeit, also der Zeit nach dem beinah vollständigen Abbruch des Häuschens und der Anlegung eines Brunnens auf dem Heidacker zugetragen hatte, entgeht infolge eigenerseits unterlassener Nachforschungen unserer Kenntnis. Dieser Umstand ergibt in diesen Erzählungen hier eine Lücke, die den Zeitraum von zwei Generationen umfasst.

Dann aber fand sich unseres Wissens eines Tages, also sehr viel später, abermals ein Gretli da auf dem Heidacker ein - ihm wir nun das Glück haben, auch unsere Aufmerksamkeit zu schenken und uns ihm zu widmen. Es kam hierher - soweit es gegenwärtig geschildert wie das erstere Gretli auch wieder in seinem Mädchenalter, und auch wieder als eine Nothelferin aus dem Dorf hierher geflüchtete. Zur Unterscheidung heissen wir dieses Gretli hier besser die "Barbaragret".

Barbaragret war eine Enkelin des vormals genannten Käufers und neuen Besitzers des Heidackers, wie übrigens erbenshalber später selber Besitzerin dieses Gütleins.

Mit fünf oder sechs Kindern kam sie hierher geflohen, sinnbildlich gesprochen: während sich das eine oder andere, sich an ihrem Rockzipfel festhaltend, nachschleppen liess, wobei sie gleichzeitig einerseits ein anderes an der Hand führte und auf der Gegenseite das jüngste auf einem Arm getragen hatte. Dieses jüngste Kind, ein Mädchen, zählte erst ein Jährchen oder zwei - und es war, jawohl, auch wieder ein Gretli.

Das war im Sommer um 1937 herum, als das Dorf von einer gefürchteten ansteckenden Krankheit heimgesucht wurde: der Kinderlähmung.

S. 35: Für die ihr, Barbaragret, anempfohlenen Schützlinge, die zur Familie ihres einzigen Bruders gehörten, seine Kinder waren, hätte sie, ihre Base, ihre liebe "Bäsigret", das alte Häuschen dringend gebrauchen können aber es stand eben leider nicht mehr da. So mussten sie sich denn alle während mehrerer Wochen, solange sie sich da aufhielten, mit dem Stall als Unterkunft begnügen. Zur Zeit des Niederschreibens dieser Zeilen und soweit auch längerhin, bestand (Gegenwart ausser acht gelassen) dieser Stall, samt seinem nordseits angebauten Schuppen für die Laubspreu, wie bei einem gewöhnlichen Stall eines Maiensässes, aus dem Unterstall für das Vieh und dem darüber aufgestockten Heustall zur Lagerung des Dürrfutters.

Zwei Drittel dieses Heustalles waren bei der Ankunft der nun im Mittelpunkt stehenden Flüchtlinge bereits mit neu eingeerntetem Heu in Form des Heustockes belegt, indes der übrige, noch frei gewesene Teil, sich als Schlaf- und Aufenthaltsraum hatte notdürftig einrichten lassen.

Gesotten und gekocht musste selbstverständlich im Freien werden. Dazu war etwas abseits des Stalles ein aus wenigen Steinen behelfsmässig hergerichteter Herd mit Überdachung zur Verfügung.

Dann und wann brachte ihnen jemand von den Ihren es war meistens Barbaragrets Mutter, die Barbara, die zugleich auch die Grossmutter der Kinder war - in einem Korb vom Dorf her tragend den nötigen Nachschub an Nahrungsmitteln und an was es sonst etwa noch bedurfte. Wegen der Uebertragungs-Gefahr der genannten Epidemie, kam die jeweilige "Brotträgerin" mit dem Versorgungsgut aber jedesmal nicht ganz bis hierher, sondern nur bis in Rufweite heran. Das war mehr oder weniger beim damals sich in der Nähe befindenen Gatter eines Stück Zaunes, der die nördlich davon gelegenen Wiesen von "Patnal" von der Weide in Richtung Dorf abgrenzte. Das Rufen gehört, lief dann Barbaragret - und zwar allein -

S. 36: bis dort hinab der Botin entgegen, um die Waren in Empfang zu nehmen, wobei die beiden bei dieser Gelegenheit innerhalb eines kurzen Gesprächs miteinander Berichte austauschten.

Im Heustall, in dessen Winkel rechter Hand des Eingangstores, befand sich in Brusthöhe ein diesem Winkel angepasstes dreieckförmiges Gestell aus rohen, schweren Brettern. Dieses Gestell diente im jetzigen Fall, wenn auch nur halb vor Mäusen sicher, zur Lagerung von vorrätigen Esswaren, Kleidungsstücken und anderem. Dasselbe genügte zugleich als Kachelgestell. Denn wenigstens das allernotwendigste an Tassen und Tellern, dazu immerhin ein oder zwei Krüge und eine "Makkaronischüssel", durften dabei gewiss auch nicht fehlen.

Der Kinder wegen bestand zwar dies und jenes Tässchen oder Tellerchen, weil weniger zerbrechlich, nur aus einer Art Kunststoff. Jedes Kind auf gewisser Altersstufe wollte zu den Mahlzeiten, wie es etwa ist, sein eigenes Tässchen und sein eigenes, und zwar möglichst schönes, am liebsten mit lustigen Figuren geschmücktes Tellerchen haben. Das begehrteste war das "Entatellerli", wie die Kinder ihm sagten, ein Tellerchen mit einer Ente darauf abgebildet, um welches oft gar gestritten wurde.

Ausser den Schlafenszeiten war der Hauptaufenthalt Barbaragrets und der ihr Anvertrauten - da es ja mitten im Sommer war und soweit es das Wetter

erlaubte - im Freien, südseits des Stalles und in der weiteren unmittelbaren Umgebung.

Das beliebteste Spielmittel der Kinder war an heissen und schwülen Tagen das dementsprechend lau bis warm gewordene Wasser im hölzernen Brunnentrog, wobei sie ihren besonderen Spass empfanden, in diesem Trog umherzuwatscheln und zu baden, oder einander anzuspritzen. Den Zäunen und Hecken entlang gab es süsse, leckere Erdbeeren zu finden, um diese entweder ins eigene Mündchen oder das eines andern zu stopfen. Und sie

S. 37: schlitterten auf den "Reitschindeln" oder Rutschbrettchen, zwar nur kürzere Strecken, steile abgemähte Halden herunter.

Unter Reitschindeln sind gemeint: zu genanntem Zweck gezimmerte mit ein bis zwei Querleisten versehene, auf der Unterseite fein gehobelte und ebenda vorn nach oben stark abgeschrägte und abgerundete Brettchen. Am rutschfähigsten waren diese nach einem Regen auf noch feuchtem Boden, oder wenn sie, wie es üblich war, nach Belieben "vor dem Rennen" mit einem Stück speckiger Schweinsschwarte eingeschmiert wurden.

Zum letzteren Vergnügen, wobei die Reitschindeln hangaufwärts freilich entweder getragen oder jede an ihrer dazugehörenden Schnur nachgezogen werden musste, waren die jüngsten zwei Kinder allerdings noch zu klein und steckten meist gar noch in den Windeln.

Eines der Kleinen, das dritt- oder viertjüngste der hier anwesenden Kinder, eines der Büblein, ein manchmal recht störrischer Knirps, war aber bereits schon zu stolz dazu, sich noch Windeln umwickeln zu lassen. Windeln zu tragen, hätte dieses Büblein nämlich tatsächlich noch recht nötig gehabt, denn es machte noch fast täglich dick oder weniger dick in die Hosen. Durch solche immer wiederkehrenden Bescherungen an seine liebe, gute Base, aber auch Patin, gab es dieser wohl am meisten zu schaffen. War zum Putzen seines nachher wieder reingewesenen Hinterchens gerade weder Lappen noch Wasser zur Stelle, so liess sich das von Barbaragret gut auch mit Laub- oder Grasbüschelchen erledigen.

Und was hat vielleicht Barbaragret, wenn sie sich im späteren Leben noch etwa zurücksann an diese Zeit und ihre unterdessen erwachsenen Neffen und

Nichten, gedacht? Sich dabei auch an jenes Büblein, ihr Patenkind, erinnernd, kam ihr möglicherweise die folgende berechnete auf ihn bezogene Klage:
"Wie ist doch das Leben, wie ist doch die Welt! - Bei hundertmal hab ich diesem Kerl früher seinen Hintern geputzt. Aber heute

S. 38: bin ich bei ihm halb vergessen, denn er kommt nur noch selten zu mir auf Besuch."

Nun das Nachtlager im Heustall war das gemeinschaftliche, vielplätziges Heubett. Interessanterweise war dieses Bett überhangend mit etlichen Spinnennetzen und unzähligen staubigen Resten von solchen, die über den Schläfern am Ziegeldach und dem dieses tragenden Latten- und Balkenwerk hafteten. Allabendlich wies Barbaragret die Kinder liebevoll hier niederzuliegen an, indem sie das eine und andere der Kleineren in die Arme nahm und selber hinlegte. Und sie breitete anschliessend, soweit nötig, die Woldecken, Heutücher und was zudem auch an Leintüchern und Deckbetten vorhanden war, über ihnen aus und begab sich dann, und zwar vorsorglich, zwischen die zwei Jüngsten, noch Unbeholfensten hinein sich legend, selber zur Ruhe nieder. Schliesslich, als letzte Vorbereitung zum Einschlafen, pflegte sie noch, ihnen das Schutzengel-Gebet vorzusagen und etwas besonders liebes oder schönes zu erzählen, worunter auch von deren Mutter und Vater daheim im Dorfe, die ihrerseits um diese Stunden, noch mehr als tagsüber, sicher, auch innig an sie dachten.

Dieses Ortes und seiner Eigentümlichkeit wegen, erlebte sich das Zubettgehen hier für alle verständlicherweise in einer ganz andern Stimmung, als dies zu Hause im Dorf der Fall war.

Hingegen so leicht einzuschlummern und die ganze Nacht durchzuschlafen, wie im Kämmerlein bei den Eltern, war da gar nicht immer. Das war es am wenigsten, wenn draussen der Wind um die Bretterwände sauste, ein Gewitterregen bei Blitz und Donnerkrachen auf das Dach niederprasselte, oder wenn eine Eule allzu laut nebenan auf einem Baume schrie. In solch nächtlichen Besorgnissen und Aengstlein bedurften die Kinder des Beistandes von Barbaragret besonders fest - die sie dann tröstete und beruhigte, und noch enger an sich schmiegte.

S. 39: Ganz anders - gar so friedlich, feierlich und schön war es, wenn zur empfangenen Liebe von seiten Barbaragrets, aus ihrem Herzen, auch Liebe von aussen, vom Himmel her, die Gemüter der Kleinen erhob und erfreute. So ergab es sich, wenn der Mond vom Himmel schien und durch die weiten Fugen zwischen den Brettern der Wände und deren Löcher hereinschimmerte, dem Raum seine Dunkelheit ein wenig gebrochen und sanfte goldene Lichtstreifen und Punkte auf Heu und Lager zauberte.



Hintere Reihe: Links Barbaragreth, anschl. ihre Eltern, beziehungsweise die Grosseltern der Kinder, rechts die Mutter der Kinder. Vorn die Kinder selber, es sind jene, die in diesem Kapitel auch von Bedeutung sind.

S. 40:

9. HEIDACKERSCHUESSELN

Die unter dem Geschirr auf dem bereits vorher erwähnten Gestell neben anderem vertretenen Tassen wirkten, zwar gut hierher auf den Heidacker passend, eher gröblich. Ein gewisses Mass an Schönheit war ihnen aber trotzdem durchaus zu eigen. Sie wiesen eine weit ausladende Mündung auf und waren beidseitig von tomatenroter Farbe, und aussen herum, in diesem Rot verteilt, mit einigen haselnussgrossen weisslichen Tupfen verziert.

Als dann Barbaragret eines Tages mit ihren Schützlingen von hier Abschied genommen, kehrte sie mit diesen aber vorerst noch nicht ins Dorf zurück,

sondern stieg mit Hilfe von Fuhrmann, Ross und Wagen in die "Obern Berge" hinauf, wo und weil man dort zur selben Zeit mit der Heuernte begonnen hatte. Zurückgelassen an ihrem Plätzchen wurden vielleicht eine beschädigte Schüssel oder ein unansehnlich gewordener Milchkrug, sicher aber die roten weissbetupften Tassen, derer nur einige waren und bei denen nunmehr von der einen oder andern zwar der Henkel abgebrochen war. Man benutzte diese Tassen nämlich - wie übrigens schon vor dem hiesigen Aufenthalt der Kinder und Barbaragrets - auch nachher immer wieder, wenn man sich hier beim Düngen, Heuen, Lauben und was es da das Jahr über zu tun, gab, aufhielt. So war man sich denn zunehmend an diese Art Tassen gewöhnt, fühlte sich mit ihnen mehr und mehr verbunden, und deshalb gehörten sie schliesslich aus der Anschauung der Gebraucher und Gebraucherinnen heraus einfach nur hierher - und nicht anderswohin.

Demzufolge bekam dieser Tassentyp von einem ungewissen Tage an, von den am Ort zeitweilig Anwesenden, den Namen "Heidackerschüssel". Eines der Kinder mag diese

S. 41: Benennung erfunden und in Gang gebracht haben. Dies hatte von da an auch seine Gültigkeit für sie, wenn sie diesen Typ gelegentlich in einer Alphütte, in einer Küche im Dorf oder irgendwo in einem Verkaufsladen zu sehen bekamen. Als "Schüssel", statt richtigerweise als Tasse, bezeichneten sie diese darum, weil im Volksmund allgemein in der Gegend eine Tasse gewöhnlich auch Schüssel genannt wurde und teils noch genannt wird.

Im Gegensatz zu kostbaren Porzellangefässen aus königlichen Palästen oder solchen aus China, finden so billige Bauertassen wie die Heidackerschüsseln es waren, wohl in keinem Buch der Kultur- und Kunstgeschichte Platz. Sie sollen aber in diesem beschriebenen Blätterbündel wenigstens ein Winkelchen einnehmen. Sie sind nämlich mit einem Stücklein Glücksgeschichte verbunden, einem kurzen Abschnitt von Kindheits-Seligkeit - der Seligkeit jener Kinder, die in einer Atmosphäre voller Liebe und Geborgenheit mit ihnen vertraut waren.

Da war ihrerzeit - hier beigezogen - ein Grossonkel der Kinder, der schnurrbärtige Christian. Dieser war aber ein ausgesprochener Sonderling.

Hingegen die Kleinen, oh, wie der die lieb hatte! Er war ein Mann, wie jener Onkel in einer Erzählung Peter Roseggers, worin die Rede ist, wie derselbe Onkel mit einem Buben, seinem Neffen, "das erstemal auf dem Dampfwagen sass".

Christians ganz besondere Liebe schien aber dem hier vorher erwähnten Buben, dem Patenkind vom Barbaragret, gegolten zu haben, wohl einzig, weil dieser ebenfalls ein Sonderling oder denn erst ein solcher zu werden im Begriffe war. Denn er schenkte diesem Buben über die Dauer von mehreren Jahren hin jedesmal am 4. Mai, zum Geburtstag, eine hübsche Tasse - und diese Tasse war gewöhnlich eine Heidackerschüssel.

Gott hab ihn selig, den längst verstorbenen guten Onkel Christian! Auf diese Weise heute noch an ihn zu denken, hat er gewiss reichlich verdient.

S. 42: Wenn man von morgens bis abends auf dem Heidacker beschäftigt war, nahm man, vor allem bei der Heuernte an heissen Sommertagen, mit Vorliebe die Mahlzeiten im Schatten des da nahe beim Stall gestandenen Kirschbaumes ein. Dabei handelt es sich um jenen Kirschbaum, welcher - wie vormals anlässlich der Scherbenfunde ausführlich erwähnt - also sehr viel später, gefällt worden war. Es ereignete sich einmal, dass unter diesem Baum vier Generationen derselben Familie beim Mittagmahl beisammen sassen, angefangen bei den hier beschriebenen Kindern bis zu deren Urgrossmutter, übrigens der Frau des seinerzeitigen Erwerbers der ganzen Liegenschaft hier.

Dies war der Fall, als eines Tages noch diese Urgrossmutter als "Marend"-Trägerin den Ihren, und zwar von ihr selber gebackene sogenannte Fastnachtsküchlein und von ihr gekochte Haferflockensuppe vom Dorf hierhergetragen hatte. Wie es damals zum Einnehmen von Mahlzeiten auf dem Felde üblich war, breitete sie ein ebenfalls mitgeholtes Tuch, das "Marendtuchlein", am Boden aus, das sie dann bedächtig belegte. Es erhielten aber alle, die sich dann darum herum zu Boden niedergesetzt hatten - diesmal wie auch sonst, wenn es hier Suppe gab - ihren Anteil an Suppe nicht in einem Teller und ohne Löffel serviert, sondern einfachhalber in einer Trinktasse, vornehmlich in unserer Heidackerschüssel also.

Von diesen Schüsseln lagerten ja - wie vormals gesagt - einige auf dem Gestell im Heustall, von wo sie jederzeit, wie auch jetzt, zum Gebrauch hervorgeholt werden konnten.

Auf späterhin ein unvergessliches Ereignis, sollte es für das eine oder andere eben zugegen gewesene Kind sein, wie ihre Urgrossmutter, bevor sie dann wieder von hier Abschied genommen und ins Dorf zurückgekehrt war, noch eine kurze Weile nachdenklich unter dem Kirschbaum dastand: In äusserst langem, der Mode ihrer früheren

S. 43: Lebensjahre entsprechendem Rock und nicht viel weniger langer Schürze, stand sie da, ihren Krückenstock in der einen, den leergewordenen Korb in der andern Hand. Im weiteren hatte sie ein dunkles Kopftuch um, vor welchem vorn über ihrer Stirn noch ein Teil ihres weissen Haares sichtbar war.

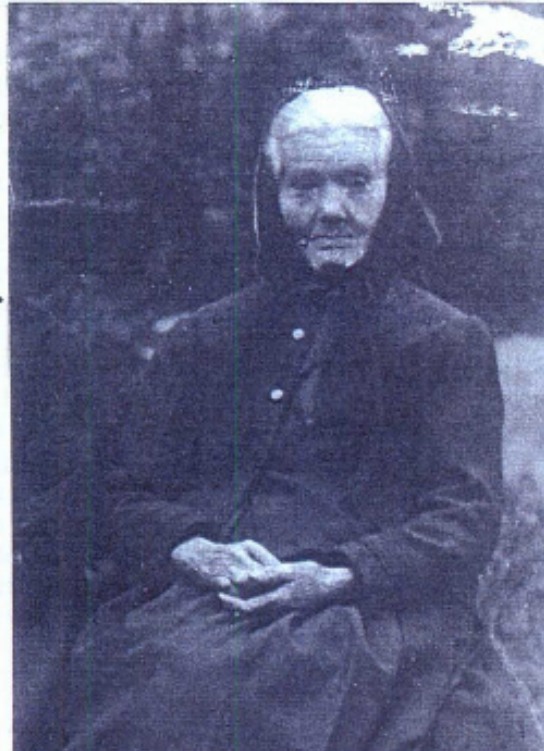
Schönheit und Würde des Alters: Auch alte Menschen können schön sein, auf ihre Weise natürlich. Und wer dürfte eine solche Erscheinung einer Urgrossmutter nicht auch als schön erkennen! - Möglicherweise war dies übrigens ihr letzter Gang hierher gewesen, nach dieser auch bei ihr besonders beliebt gewesenen Stätte, mit der sie zeit ihres langen Lebens stark verbunden war. Als eine Bezeugung ihrer Verbundenheit mit diesem Ort, sei an dieser Stelle bekundet, dass sie jene vormals erwähnte Eckanna war, die, als sie noch ein junges Mädchen gewesen, da auf dem Heidacker im einstigen Weinberg bei der Arbeit mithalf.

Zu denen, die später von diesem Sein und Geschehen, dem Weinberg und Eckanna, vernahmen, zählte auch ein Knabe im Dorfe, der von seiner Mutter, wie es sich gehörte, bei Gelegenheit auch zur Kirche zu gehen veranlasst wurde. So ergab es sich denn, dass dieser Knabe in der Kirchenbank ebenfalls zugegen war, als der Priester eines Sonntags aus dem Evangelienbuch das Gleichnis vom Gutsherrn und dessen Weinberg vorgelesen hatte, wie dieser Gutsherr Tagelöhner angeworben und in seinem Weinberg arbeiten liess. Der Knabe verstand den Sinngehalt des Gleichnisses, das hier allerdings nicht weiter angeführt zu werden braucht, freilich noch nicht. Jedoch stellte er sich kraft seiner Phantasie unter diesem sozusagen biblischen Ereignis den Weinberg des Heidackers vor, und unter den darin beschäftigten Tagelöhnern Leute aus dem Dorf, zu denen folglich auch die Eckanna gehört hätte.



Die in diesem Bild vertretene Kaffeetasse ist unsere "Heidackerschüssel", ihre Form und ihr Rot mit den weissen Tupfen.

Rechts: "Die Eckanna", einst Tagelöhnerin im Weinberg des Heidackers.



S. 44:

10. ADELHEID UND FLORIAN

Da ja alles dem ewigen Wandel unterworfen ist, sind doch Orte und Stätten zu Lande beständiger als wir Menschen, die wir darin nur Aufenthalter oder mehr oder minder rastlose Pilger sind. Ein solcher Aufenthalter war auf dem Heidacker auch Florian, ein Bursche, den wir hier anschliessend als sonntäglichen Gast vorgestellt bekommen.

Florian machte hier, wenn er etwa des da ganz nahe vorbeiführenden Weges lief, gerne gelegentlich Rast, wie wenn da ein Wirtshaus gestanden, worin es zu trinken und zu plaudern gegeben. Einerseits war dieser Bursche aber ein ausgesprochener Träumer und Schwärmer. Hier verweilend konnte er seinen derartigen Neigungen freien Lauf lassen - wie wir das bald erfahren werden. Als für einen Fall geltendes Zeugnis seiner einstigen Gegenwart hier, darf eine uns erhaltene schriftliche Aufzeichnung von ihm angesehen werden, deren Inhalt uns nachfolgend, jedoch in umgestalteter Form, dargelegt sei. Um den poetischen Anstrich der muntern "Romanze", die nun folgt, besser ans Licht zu rücken, sind zudem auch bei für hierher geänderten Personennamen - gewisse Einzelheiten weggelassen, aber dafür ist aus demselben Grund verschiedenes hinzugedichtet.

Gleich nach seiner Ankunft hatte sich Florian aus umher gelegenen Steinen und einem auch da vorhanden gewesenen Stück Brett eine notdürftige Sitzgelegenheit hergerichtet. "Hier ist gut höckeln, hier ist gut sein", dachte er sich hinterher. Denn das Plätzchen, wo er nun auf dem Brettstück sass, war der Flecken Boden unterm Kirschbaum. Und zeitlich war dies an einem späten Nachmittag eines Frühlings im letzten Drittel des Monats April.

S. 45: Vom Stall her roch es nach altem im Winter nicht ganz herausgefüttertem Heu, von welchem dort drin vom vorigen Jahr her noch ein guter Rest lagerte. Es dufteten, aber grüntem auch, die erst sehr jungen und noch gar niedrigen Gräslein unmittelbar sonnenseits des Stalles. Derselbe Duft von zartem Grün entstieg auch dem Fetzen Boden, von dem gesagt wurde, dass Heidackergretli da ein Gärtlein unterhalten habe. Und als ein wahrhaftiges Gärtlein sah sich dieses Stücklein Grund auch heute an. Denn es blühten darin, in dessen Grün verstreut, unzählige zärtliche Massliebchen, unsere "Mühleblümchen", die, leicht verschieden in den Farben, von sanftem Windeshauchen berührt, dann und wann kaum merkbar sich regten.

Wenige Schritte nebenan stand der Kirschbaum mit seinen weit ausladenden Ästen und Zweigen. Er prangte gerade in seiner vollen weissen Blütenpracht, worunter also Florian sass. Auf diesem Kirschbaum, wie auf den nachbarlichen Obstbäumen, aber auch den Eschen und Büschen und überall, sangen die Vögel um diese späte Nachmittagszeit wie gewöhnlich viel weniger als sie sich

dies jeweils in den Morgenstunden zu tun beflissen. Wohl war, unterdessen von fern, dem Walde her, wenige mal das Rufen eines Kuckucks zu hören. Und am südlichen Wiesenrand, in der Hecke, die den dortigen Zaun überschattet, machte auch einmal eine Amsel durch ihre wohlklingenden, flötenden Laute auf. sich aufmerksam. Das Lied dieser Amsel empfand Florian als einen zwar mit etwas Wehmut vermischten doch überschäumenden, freudigen Lustgesang. Es war ihm, als entspränge es dem jubelnden, zugleich sich zu weiten und zu befreien sehnenen Herzen eines Vogels, das aus der Brust springen möchte und dies doch nicht vermag. Und es wurde ihm dabei auch dementsprechend zumute: so, als begehre seine Seele aus ihm, seinem Leibe, herauszubrechen und empor zu fliehen in die Freiheit lichter Höhen. Hingegen jenseits von Zaun und Hecke, aber weiter



-- Doch schritt bald schon ihr Hirte hinter ihnen her,...

S. 46: unten, wohin die Sicht offen war, kamen später einige Ziegen herbeigelaufen, um dort zu weiden. Doch schritt bald schon ihr Hirte hinter ihnen her, der sie langsam wieder fortnahm, da es ja bald Abend war.

Nun erhob sich Florian von seinem Sitze und ging ein wenig umher. Dann setzte er sich abermals nieder, jetzt aber auf den Brunnenrand, den Brunnen, der ebenda, wenn auch in seiner Länge nicht mehr ganz und gar, unter demselben Kirschbaum sich befand. Zwar am Anfang schien es ihm da nicht

recht zu behagen, weshalb er mit gewissem Bedauern in Gedanken zu diesem Brunnen sprach:

"Verschlafenes Brunnlein, du mir eigentlich so liebes Brunnlein, du kommst mir aber heute so langweilig und bedeutungslos vor! Dein aus dem Rohr in dich fallendes Wasserschnürchen ist derzeit gar so dünn und spärlich, dass man sein Plätschern kaum zu hören vermag. Deines Wassers Herleitung ist offenbar fast ganz verstopft. Bis vor einem Jahr noch, rann dein Wasser die letzten drei Meter, anstelle des heutigen hässlichen Metallrohres, durch einen schön anzusehenden offenen teils mit Moos bewachsenen Holzkännel, auf dem oft Meisen sich aufhielten und daraus schlürften."

Dann aber, ergeben ins völlig ruhige Wasser des hölzernen Troges schauend und mit Andacht sich zunehmend auf dieses konzentrierend, konnte Florian sich da schliesslich vortrefflich unterhalten. Er beschäftigte sich durch Betrachtungen und mit von diesen ausgelösten Gedanken und Träumen, von denen in den nächstfolgenden Zeilen die Rede ist:

Hastig kreisten oder tanzten einige Mücken auf und über des Wassers Oberfläche. Aufliegend, auf dem Wasser, fanden sich mehrere der weissen Blütenblättchen vor, die bis daher dann und wann eines vom darob sich ausgebreiteten Gezweige des blühenden Baumes herabgefallen waren. Diese Blütenblättchen glitten der Windrichtung gehorchend, jedoch kaum wahrnehmbar, so sachte, gleich schwimmenden Blumen dem einen Winkel des

S. 47: Troges zu. Nun unter des also ruhenden Wassers Oberfläche war das Spiegelbild eines geringen Teils der noch unbelaubten Baumkrone zu erkennen: etwas dünnes Astgewirr und die aus diesem erfolgten Zweige in der Herrlichkeit ihrer weissen Blütenfülle. Daneben, mehr in der nördlichen Hälfte des Brunnens sich spiegelnd, zeigte sich scheinbar in weiter Ferne gar hell das Blau des Himmels zwischen langsam dahinziehenden Wolken.

Dies alles erschien Florian, der denn lange vergnüglich da verweilte und zusah, ganz wunderbar. Und dermassen war auch sein Gefallen daran gestiegen, was zudem eine Hebung seines Wohlbefindens und seiner Daseinsfreude bewirkte.

In Stunden solch stillen Glückes, hier wie anderswo, wenn Florian sich allein an einem schönen Ort aufhielt, erwachte in ihm gelegentlich der Wunsch,

jemand bei sich zu haben, um diesen Jemand an seinem Glück teilhaben zu lassen. Aber wen begehrte er jetzt am sehnlichsten, da neben sich zu wissen? - Ein liebes Mädchen natürlich! - Und welches Mädchen hätte das wenn möglich sein mögen?

Überhaupt hatte er, indem er in die Tiefe des Brunnens schaute, zu allem andern her auch das Spiegelbild von sich selber wahrgenommen. Hingegen ach wie gern hätte er darin neben seinem eigenen Widerschein froh den eines Mädchens, dessen Antlitz und Haare, zu bewundern das Glück gehabt! Einer solchen Szene hatte er ja einmal als Besucher eines Theaters im Dorf beigewohnt. Dort auf der Bühne sassen nämlich damals innerhalb langer Minuten so ein Pärchen auf einem Brunnenrand beisammen. Die beiden, Mädchen und Bursche, betrachteten, einander zugekehrt, auch ihre vorstellungsweise aus dem Wasser ihnen entgegengeneigten Spiegelbilder wie sie sich Stirn zu Stirn mit den Haaren berührten und einander zärtliche Worte schenkten. Bei dem Mädchen als Schauspielerin handelte es sich um eine Verwandte Florians. Hier aber, am Heidackerbrunnen, hätte es die

S. 48: mollige Adelheid sein mögen.

Von Adelheid - von ihr - träumte Florian da nun vor allem. Sie bescherte ihn nämlich einmal im Dorfe - zwar lange vorher - während einer Unterhaltung innerhalb einer Gruppe junger Leute, mit der herzhaften Frage: "O du, Florian - weisst du nicht etwas ganz süsses zu mir zu sagen?" Er hingegen verpasste ihr darauf - wenn auch bloss aus Unbesonnenheit - eine kalte, fast schockierende Antwort, womit er sie sicher beleidigte, was er nachher bitter bereute. Das lag ihm dann irgendwie auf dem Gewissen und tat ihm immer noch leid. Denn sie war ihm auf jeden Fall schon seit langem ein bisschen am Herzen gelegen. Und sie hatte ihn ebenfalls recht gut gemocht und verstanden.

Übrigens äusserte Adelheid ihm gegenüber gelegentlich den Wunsch, es möchten die oder jene Bauernsöhne, deren Väter Pferde besaßen, auch einmal eine Frühlingsfahrt veranstalten. Diese Fahrt, eine lustige Bummelreise - gleich einer doppelt oder dreifach gestalteten Kutschenfahrt - hätte den Weg in die Bündner Herrschaft, und dort über den sogenannten Kistenpass und wieder zurück, auf dem Plan gehabt.

Ein solcher Ausflug desselben Weges wurde nämlich einige Lenze vorher unternommen, was Adelheid bekannt war. Die Teilnehmer waren aber fast ausschliesslich Mädchen und Burschen älterer Jahrgänge. Ebenso wie damals, wären die zur Verfügung gestandenen Fahrzeuge also auch diesmal bestimmt keine Kutschen gewesen, sondern doch immerhin, je nach der Zahl der Beteiligten, zwei oder drei auf Hochglanz zurechtgeputzte aber auch ordentlich mit Blumen und Zweigen dekorierte Heuwagen. Und gleich wie vormals, hätten wohl abermals die sauber gebürsteten Rosse den ihnen gebührenden Putz getragen:

So ebenfalls Blumen, solche da und dort an die Geschirre befestigt, woran am Zaumzeug und den Spitzen der Gummetscheite bunte flatternde Bänder.

Ein derartiges Unternehmen übers blühende Land, in

S. 49: und durch die Bündner Herrschaft also, von einem schmucken Ort zum andern, an alten Schlössern vorbei und zwischen Obstgärten und Weinbergen dahin, - dies wäre zweifellos ein unvergessliches Vergnügen gewesen. Jedoch ohne unterwegs gelegentlich ein Lied zu singen und in dem und dem andern Gasthaus einzukehren, zu einem Gläschen oder zweien - des dort gedeihenden Weines wegen - hätte sich diese ganze fidele Veranstaltung kaum abgewickelt. Da am Brunnen auf dem Heidacker an Adelheid und ihren eben geschilderten Wunsch denkend, träumte Florian nun davon, statt gar nichts zu unternehmen, ihr mit einer Ersatzlösung entgegenzukommen. Deshalb ihretwegen denn - kam er bald auf die Idee, einige Mädchen und Burschen anzuwerben und diese zu ermuntern, zusammen eines schönen Sonntagnachmittags im Mai oder Sommer ein kleines Gartenfest abzuhalten. Dieses Festlein hätte nach seinem Gefallen genau da stattfinden mögen, wo er sich eben aufhielt, weil es ihm da so besonders entsprach: also hier auf dem Heidacker beim Brunnen unterm Kirschbaum, mit einbezogen der engste Umkreis und innerhalb diesem auch das Plätzchen, wo, wie schon erwähnt, Heidackergretlis Gärtlein sich befinden haben soll.

Die auf genannte Weise hierhergelockte und sich da gebildete Gesellschaft samt ihm, hätte sich allerdings bezüglich Möblierung dieses Festplatzes erst etwas einfallen lassen müssen: Sitze und Tischfüsse hätten sich nach Bedarf mit in Heustall und Schuppen umhergelegenen Kisten, Klötzen und

Brettstücken zurechtmachen lassen. Und zur Beschaffung von zwei oder drei Tischplatten hätte man kurzerhand die Türen und Tore des ganzen Gebäudes aus ihren Angeln heben. und herbeischleppen können. Gemäss Florians Vorstellung hätte sich dieses Beisammensein zugetragen, nebst bei heiterem Plaudern, Gesang und stimmungsfördernden Spielen, auch bei den Klängen einer Handharmonika oder Gitarre.

S. 50: Und die auch schöne Adelheid? - Sie hätte nach Florians Empfinden also unbedingt auch dabei sein müssen. Dies nicht etwa, weil sie nämlich als eine gute Sängerin galt, sondern um es mit ihr wieder ins reine zu bringen. Und sie wäre, schon ihm zuliebe, gewiss gerne gekommen. Oder hätte er sie vielmehr auch hierher zu kommen eingeladen und gebeten, um die Gelegenheit zu finden, es zu versuchen, mit ihr da unterm Kirschbaum allen Ernstes anzubändeln?

Der Wunschtraum von diesem Gartenfestchen da, hat seine Erfüllung jedoch nie gefunden. Gar nichts geschah von allem dem. Doch Träume sind auch Wirklichkeiten es sind geistige Wirklichkeiten. Darum - so gesehen hatte dieses Festchen hier trotzdem stattgefunden, so an dem Tage, als es erträumt wurde.

So war denn unterdessen langsam der Abend angebrochen, während Florian immer noch auf dem Heidacker weilte. Die Blütenblättchen der Mühleblümchen hatten sich bereits bald alle nach innen zu, ihre Köpfchen zu decken, gefaltet - diese zu schützen vor der Kühle der bevorstehenden Nacht. Wie die tausend andern "Blumen ringsherum, hatten ja auch sie wieder für einen Tag ihre Aufgabe, die Erde zu verschönern und den Bienen und andern Insekten aufzuwarten, erfüllt.

Nun begab sich Florian schliesslich doch auf den Weg ins Dorf zurück. Dabei fühlte er sich von angehobener leiser Freude begleitet. Während des geruhsamen und ausgedehnten Aufenthaltes an dem Ort wie heute, erlangte er diese erhöhte Frohmut. Zudem gehörten bei ihm solche abendlichen Heimgänge nach in Ruhe und Stille verbrachten Stunden am Berge oft zu jenen bedeutenden Momenten, in denen er aber das Missen tieferen Glückes in sich - der Glückseligkeit des Herzens oder Geistes und das Verlangen danach - am deutlichsten verspürte.

S. 51:

11. AUF PATNAL BEZOGEN AUCH NOCH WAS

Hingegen nicht bloss im Sinne eines Wunschtraumes, sondern in der Tat, fand da in der Gegend einmal ein anderes, wenn auch schlichteres und weniger feierliches Ereignis statt, von dem ebenfalls ein schriftlicher Hinweis existiert. Das war unweit von hier, dem Heidacker, der Fall: an einem wenig höheren Plätzchen auf den Wiesen des Weilers Patnal, und ganz nahe der dortigen Gruppe alter Ställe und Häuser. Dort, weiter oben also, bietet sich eine bessere Aussicht ins Weite: auf einen Teil des Dorfes und vorzüglich auf die Talebene hinab, und darüber hinweg zum fernen Gebirge der Ostseite des Tales.



Bei dieser Zeichnung handelt es sich um jene, von deren Entstehung in diesem Kapitelchen berichtet wird.

Eines Sonntags zur Vesperzeit, fanden uns Willi Hedinger und ich, die wir miteinander befreundete Burschen waren, dort ein. Es war zwar erst am Anfang eines Frühlings, dem Kalender nach eigentlich noch im Winter, am 17. März 1957. Und es schlummerten deshalb die Kämme und Gipfel der Berge noch tief im Schnee. Trotzdem hing bereits der wohltuende allen bekannte um diese Tage jährlich wiederkehrende österliche Zauber über den Fluren. Die Bäume und Sträucher trugen freilich noch nicht ihr Laub. Doch prangten den Hecken und Mauern entlang schon zu hunderten die

Leberblümchen in ihrem zarten Blau. Und vor den gewiss noch nicht umgespateten Gärten innerhalb ihrer Zäune auf Patnal also, schmückten bereits die Mühleblümchen den mit einigen Obstbäumen bestockten fetten Wiesengrund.

Wir beiden Jungen kamen dorthin mit der Absicht, die von der genannten Stelle aus grössernteils sichtbare und reizvoll anzusehende Gebäudegruppe samt deren Umgebung je auf ein Blatt Papier immerhin einigermaßen abzuzeichnen.

S. 52: Nachdem wir uns dort bereits einen Rutsch weit auf unser Ziel hin beschäftigt hatten, gesellten sich unerwartet drei Mädchen zu uns. Diese drei hatten sich nämlich zuvor in der Nähe auf den erst zum Teil knapp grün gewordenen Wiesen zum Zeitvertreib umhergetummelt. Das stand ihnen verständlicherweise voll zu, denn sie steckten noch fest in den Kinderschuhen. Trotzdem: Im Empfinden von uns Burschen waren diese Kinder, dank ihrer Liebenswürdigkeit und als Angehörige des weiblichen Geschlechts, gar gerngesehene und höchst willkommene Gäste. Jedoch der bald eingesehene Nachteil ihrer Anwesenheit für uns beide bestand darin, dass diese drei sich mehr und mehr als aufdringliche aber - beim Kuckuck - ach so gern gelittene Störenfriede erwiesen, die uns von unserer Tätigkeit immer wieder ablenkten und damit unterbrachen.

So waren wir denn fünf also, die wir uns dort zusammenfanden. Wir schäkerten und scherzten miteinander, lächelten einander zu, sangen zwischendurch, zwar unbeholfen, dies oder sonst etwas - vielleicht auch das Liedchen "Kuckuck rufts aus dem Wald". Unser Verhalten und Fröhlichsein entsprach ganz der Lieblichkeit der Umgebung, wo wohl mitunter hoch in der Luft über den Wiesen eine früh zurückgekehrte Lerche trillerte.

In einem der nahen Ställe aber befanden sich einige Ziegen. Langehin hatten sich diese bloss mit dem Zuhören begnügt. Doch stimmten sie schliesslich, wegen zugenommenen und lautergewordenen Treibens vor der halboffenen Türe ihres düstern Gemachs, durch eifriges Meckern ebenfalls in das lustige Frühlingskonzert ein. Freilich meckerten sie vielmehr aus Verlangen nach Befreiung aus des Stalles Enge, mit dem Wunsch, sich wie wir Menschen auch frei unter der Sonne bewegen zu können.

Das drolligste unter den Mädchen, das zum Schmuck ein wollenes Stirnband trug, streifte dieses von ihrem Kopfe ab und drückte es dem einen von uns Burschen auf

S. 53: zum Spass. Das andere Mädchen, hier aufgezählt das mittlere - dieses war das unbefangenste. Es holte ein paar Mistelzweige von einem leicht besteigbar gewesenen Baum herunter, auf dem zwei oder drei Stöcke dieser Pflanzenart wucherten. Aus diesen Misteln band es flüchtig ein Kränzchen und drückte es dem andern von uns aufs Haar. Nun am anschniegsamsten und zutraulichsten verhielt sich das jüngste, nämlich Silvia, eine Tochter des bärtigen Sennen und Knechts Hans Giger.

Auf Anregung dieses Sennen hin, schnitzte ich einmal einen Buttermodel aus Nussbaumholz. Das Motiv des Druckbildes darin war eine Anemone, deren Blüte wie Stiel und Blätter. Hans Giger trug übrigens stets ein goldenes Sternchen an einem Ohrläppchen, - angeblich gegen das Zahnweh, vorsichtshalber, wie er dies selber einmal bestätigte. Er wohnte mit seiner Familie während zwanzig Jahren, oder sehr viel länger, dort auf Patnal in einem der alten Häuser. Silvia war somit dort oben daheim und darum bezüglich Gesellschaft, Spielgefährtinnen und -Gefährten, alles andere als verwöhnt. Verwöhnt war dieses Kind in der Hinsicht auch nicht, weil seine Geschwister, die es besass, viel älter als es, bereits erwachsen und fortgezogen waren, und weil damals keine andere Familie dort wohnte.

Mit den darauffolgenden Jahren floh freilich bald auch die Kindheit der drei Mädchen dahin. Silvias Los war dasselbe, wie das seiner Geschwister, die ihm vorangingen. Auch es schlug es dann weit weg von dieser Stätte seines ersten Lebensabschnittes, in eine andere Gegend. -

Wer wusste darnach, ausser seinen Familienangehörigen und Verwandten, wo es hingekommen? Aber es wird sich gewiss in späteren Zeiten - dann als Erwachsene, als Frau - oft noch nach dorthin, nach Patnal, und vielleicht sogar mit etwas Wehmut, zurückbesonnen haben. Dort, als Kind einst, war diese spätere Frau ja

S. 54: noch ganz verbunden mit den Wiesenblumen, Vögeln und Schmetterlingen. Ebenso stand es damals mit dem Brunnen in der Nähe des Hauses in kaum

vergesslicher Beziehung, von wo es - wenigstens soweit es guten Willens war seiner Mutter etwa Wasser in die Küche schleppte.

Nebst vielen andern Leuten selbstverständlich, holten übrigens die aber früheren Bewirtschafter und - soweit es der Fall war - auch Bewohner des Heidackergütteleins ihr nötiges Wasser von demselben Brunnen, und führten ihr Vieh dorthin zur Tränke. So holte demnach auch unser Heidackergretli - und war dies nun über hundert Jahre zuvor - das Wasser von diesem Brunnen herunter.

Die Wiesen von Patnal waren und sind natürlich auch nur in beschränktem Masse sonntägliche Tummelplätze und Orte unbesorgten Freizeitvergnügens. Man durfte sich darauf solcherlei Tun und Treiben wie vorher geschildert, doch immerhin im Winter, Vorfrühling und Spätherbst gestatten. Den Bauern und ihren Leuten sind die betreffenden Wiesen, wie ja alle, nun eben auch Arbeitsfelder und - insofern eine Höhere Macht es will - auch luftige, braune oder grüne Matten, auf denen es sich plötzlich und einsam sterben lässt. Auf diese Art, und an einem solchen Ort - wie man erfuhr - starb Georg Philipp, dies jedoch auf einer der Wiesen von weiter oben. Dort hatte ihn jemand, wo er in der Nähe von Hütte und Stall gleich zuvor noch zu arbeiten pflegte, tot daliegend vorgefunden.

Er hatte einen sehr gütigen Bruder, Luzi hiess er, welcher dort oben, im obern Teil von Patnal, ein von ihnen beiden gut gepflegtes Berggut besass und vom Dorf aus bewirtschaftete. Georg zählte, als Luzis Bruder also, im weitern Sinne zu den Mitgliedern dessen Familie, mit der zusammen er auch wohnte.

Wahrscheinlich fühlte sich Georg jedoch, wie es ihm zuzumuten war, - sich in seinen Leiden leichter zu ertragen - wohl bei Tag und

- S. 55: Nacht meist besser auf Patnal daheim als im Dorf. Er war nämlich stark behindert, hauptsächlich sprach- und wohl auch hörbehindert, weshalb es ihm schwer fiel, mit seinen Mitmenschen Gespräche zu führen und sie zu verstehen. Dementsprechend muss er dann auch nur in geringem Masse befähigt gewesen sein, den zur Frühlingszeit vom Wald her erschallenden Ruf eines Kuckucks zu hören und das Singen und Summen der Fluren zu vernehmen. Gewiss um so befähigter - meinen wir - war er hingegen in der

Lage, in reicherem Masse als wir, zu kosten und zu geniessen, was man mit den Augen wahrzunehmen vermag.

Nun zur erstgenannten Art von Behinderung dazu noch seine Beine, mit denen er sich mit Hilfe eines starken Steckens mühselig fortbewegte. Trotzdem: Wieviel mals in seinem Leben - war es gegen tausendmal - kämpfte er sich auf dem damals noch alten, steinigen teils steilen Weg vom Dorf nach Patnal und zurück? Innerhalb dieser Strecke war man ihm deshalb öfter begegnet, der er dabei gewöhnlich dies oder das mit sich trug, sei es einen Rucksack, oder je nach Umständen zwecks Milchtransport ins Dorf einen Ruckkübel, wenn nicht bloss ein Kesselchen.

Wie die heutige, teils von der alten abweichende, sanierte, erneuerte Linie, so verlief hingegen auch damals wie noch früher das betreffende Weg-Teilstück fast unmittelbar an der Gebäudestätte des Heidackers vorbei. Es handelt sich - des geschichts-bedingten Zaubers wegen, der darin liegt, hier beigezogen - bekanntlich um einen uralten Weg, an dem einst einige hundert Meter weiter oben eine Kapelle stand. Dieser Weg hat es deshalb in sich - dort, wo er noch als Reststück (Patnalgasse) in seinem alten Zustand einigermaßen erhaltengeblieben ist - als erhaltenswertes Kulturdenkmal betrachtet und geschätzt zu werden.

Wem Georg gut vertraut war und sich auf dem Heidacker aufhielt, ihn von da aus zwar gehört, aber ohne ihn gesehen zu haben wenn er vorbeilief, erkannte ihn am

S. 56: Geräusch seiner Gangart, das von ihm ausging. Seinem eigentümlichen Geschick und Wesen nach war er ein versiegeltes wandelndes Buch in Menschengestalt - wenn man sich hier so ausdrücken will. Darum: Gewiss manches Kostbare von dem, was er zu seiner Zeit erlebte, das für uns, es zu wissen, interessant und erfreulich wäre, hat er, ohne es jemandem erzählt zu haben, mit sich ins Grab genommen.

Die Frage nach dem Sinn und Warum des Leidens hat sicher auch er sich häufig gestellt. Nun denn ob er oder wir alle: Haben wir hierzu eine befriedigende ja uns tröstende bis beglückende, oder gar beseligende Antwort

erlangt, eine Lösung also, so stellt sich uns daraufhin diesbezüglich eine neue Frage, nämlich weshalb dies übrigens so ist. Es gibt nichts von dem, was und wie es existiert und von dem, was fehlt, hinter das wir nicht - wie die Kinder - die Frage stellen könnten: Warum?



Aus der Photosammlung des Untervazer Burgenvereins: Georg Philipp, hier jedoch vor einem Rindviehgespann.